

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Abteilung für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

DIALOG MIT ZUKUNFT? CHRISTLICH-
JÜDISCHE BEGEGNUNG UND
DIE „WOCHE DER BRÜDERLICHKEIT“

Beiträge von Karma Ben Johanan, Helene Shani
Braun, Josef Foschepoth, Elias H. Füllenbach,
Anna-Nicole Heinrich, Derviş Hızarcı, Ilona
Klemens und Felix Schölch

Gastherausgeber:
Torsten Lattki / Julia Schneidawind

Jg. 17 / Heft 1 • 2023



Dieses Heft wurde gefördert von der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München e. V. sowie vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit.

Herausgeber: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur,
Michael Brenner

Gastherausgeber: Torsten Lattki und Julia Schneidawind

Beirat: Martin Baumeister, Rom – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley – Philipp Lenhard, Berkeley – Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva – Ronny Vollandt, München – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel, München – Avinoam Shalem, New York – Wolfram Siemann, München – Alan E. Steinweis, Vermont – Norman Stillman, Jerusalem – Yfaat Weiss, Jerusalem/Leipzig – Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Michael Brenner, Eva Haverkamp-Rott, Martina Niedhammer, Julia Schneidawind (verantwortlich), Eva Tyrell, Julia Treindl, Fabian Weber

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 10,00 € je Einzelheft, von 18,00 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte.

Umschlagabbildung Bildnachweis:

Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Trotz intensiver Bemühungen war es dem Herausgeber nicht möglich, alle Rechteinhaber der verwendeten Bilder zu ermitteln. Zur Abgeltung evtl. gegebener Rechte bitten wir die Rechteinhaber, sich an den Herausgeber zu wenden.

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Herstellung und Satz: Büro Beck, Kempten

Layout: Peter Mazzetti

Druck und Bindung: Esser printSolutions GmbH, Bretten

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864–385X

INHALT

DIALOG MIT ZUKUNFT? CHRISTLICH-JÜDISCHE BEGEGNUNG UND DIE „WOCHE DER BRÜDERLICHKEIT“

Michael Brenner Vorwort 5

Ilona Klemens, Torsten Lattki, Julia Schneidawind
Einleitung 7

Josef Foschepoth 70 Jahre Woche der Brüderlichkeit.
Anfänge, Entwicklungen, Perspektiven 13

Elias H. Füllenbach Warum „eine Beteiligung an der
Brüderlichkeitswoche abzulehnen ist“
Die Kritik Gertrud Luckners und ihres Freiburger Kreises
am Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit 30

Karma Ben Johanan Ölbäume, Brüder und Bindestriche.
Die Entwicklung christlich-jüdischer Beziehungen im
Spiegel ihrer Metaphern 43

Felix Schölch Schalom Ben-Chorins frühes Wirken im
christlich-jüdischen Dialog 55

Ilona Klemens Junge Stimmen über die „Woche der
Brüderlichkeit“
Interviews mit Helene Shani Braun, Anna-Nicole
Heinrich und Derviş Hızarcı 68

BERICHTE

Torsten Lattki Dialog mit Zukunft? Eine kritische
Würdigung von 70 Jahren „Woche der Brüderlichkeit“
Bericht über eine Tagung am 29. und 30. Juni 2022
in München 75

<i>Leonard Bittner</i> Zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Israel-Exkursion des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur im November 2022 . . .	80
--	----

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen	85
Veranstaltungen	87
Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls	92
Die Autorinnen und Autoren	94
Übersicht der Themenschwerpunkte der bisher erschienenen Hefte	102

Michael Brenner

Vorwort

Die „Woche der Brüderlichkeit“ ist ein Ritual. Rituale haben ihre Verdienste und sie bergen ihre Gefahren in sich. Wie kann man ein aus der Frühzeit der Bonner Republik stammendes Ritual zeitgemäß für die kommenden Generationen umgestalten? Mit dieser Frage beschäftigten sich Forschende und Aktive des christlich-jüdischen Dialogs während einer vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gemeinsam mit unserem Lehrstuhl ausgetragenen Tagung. Zu Wort kam hierbei in einer Diskussion im Münchner Volkstheater auch die jüngere Generation der Zwanzig- bis Dreißigjährigen. Zuvor hatten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen die durchaus farbenreiche und keineswegs unproblematische Geschichte dieser Institution behandelt. Die Ergebnisse werden in diesem Heft präsentiert und sind nicht nur für die am christlich-jüdischen Dialog Interessierten relevant, sondern für alle, die sich mit der Geschichte der Bundesrepublik auseinandersetzen. Ich möchte mich an dieser Stelle ganz herzlich bei den Herausgebern des Bandes, Julia Schneidawind und Torsten Lattki bedanken, die gemeinsam mit der Generalsekretärin des Deutschen Koordinierungsrats Ilona Klemens die Tagung maßgeblich organisierten.

Im letzten Heft hatten wir uns von einer Reihe langjähriger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verabschiedet. Nun ist es mir eine besondere Freude, ihre Nachfolger vorstellen zu dürfen. Dr. Julia Schneidawind, die ihre Dissertation über das Exil der Bibliotheken erfolgreich verteidigt hat, ist seit Beginn des vorigen Wintersemesters als Wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl in einer Stelle tätig, die sie bereits einmal vertreten hat. Dr. Ghilad Shenhav, ein ausgewiesener Experte der jüdischen Geistesgeschichte, ist als Wissenschaftlicher Mitarbeiter zugleich auch Koordinator des Zentrums für Israel-Studien. Dr. des. Daria Vakhrushova kommt als Jiddisch-Lektorin aus Düsseldorf zu uns, wo sie weiterhin in Teilzeit Projektmitarbeiterin bleiben wird. Und Ester Smotlak hat sich bereits hervorragend in die vielseitigen administrativen Aufgaben unseres Lehrstuhlbetriebs eingearbeitet.



Zu den Höhepunkten unseres Sommersemesters gehört die Amos Oz Poetik-Gastprofessur für Hebräische Literatur, die im Juli 2023 die israelische Schriftstellerin Ayelet Gundar-Goshen einnehmen wird. Schließlich gedenken wir mit einer Veranstaltung im Historischen Kolleg gemeinsam mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde der zu früh von uns gegangenen Jiddisch-Lektorin Evita Wiecki. Ein Überblick über alle geplanten Veranstaltungen findet sich wie immer im Nachrichtenteil dieser Ausgabe.

Ilona Klemens, Torsten Lattki, Julia Schneidawind

Einleitung

Als am 9. Juli 1948, wenige Wochen nach Gründung des Staates Israel, in München die erste Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) der Bundesrepublik gegründet wurde, geschah dies auf Initiative der amerikanischen Militärregierung und war Teil ihrer Re-Education-Politik. Der Wunsch nach einer „Zusammenarbeit“, im Schatten der Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes, entbehrte jedoch nur drei Jahre nach Kriegsende jeglichen Fundaments und war mit zahlreichen Herausforderungen verbunden: Während auf nichtjüdischer und damit zumeist christlicher Seite kaum Bereitschaft gezeigt wurde, sich mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und der eigenen Verantwortung auseinanderzusetzen, gab es auf jüdischer Seite kurz nach der Schoa wenig Bedarf an Dialog.¹ Die jüdischen Überlebenden, die nach Kriegsende als sogenannte „Displaced Persons“ auf gepackten Koffern auf eine Ausreise nach Palästina/Israel oder die USA warteten, wollten „das Land der Täter“ nur möglichst schnell verlassen.

Dennoch gab es auch Jüdinnen und Juden, die sich aus unterschiedlichsten Gründen dazu entschieden, zu bleiben und der Zusammenarbeit mit den nichtjüdischen Deutschen eine Chance gaben. In München waren es unter anderem der Kinderarzt und Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Julius Spanier, der Journalist Hans Lamm und die Schriftstellerin Gerty Spies, die die Anfangszeit der GCJZ von jüdischer Seite nachhaltig prägten.² In den folgenden Monaten und Jahren wurden zahlreiche weitere GCJZ in der Bundesrepublik gegründet, die sich 1949 unter dem Dach des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) zusammenschlossen. Nachdem 1951 in

¹ Karl-Josef Kuschel: Antisemitismus und deutsche Demokratie. Theodor Heuss und seine „Feldzüge gegen das Vergessen“. Ostfildern 2019, S.279.

² Esther Braunwarth: Interkulturelle Kooperation in Deutschland am Beispiel der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. München 2011, S. 29.

München und wenigen anderen Städten eine lokal gebundene „Woche der Brüderlichkeit“ (WdB) stattfand, eröffnete der DKR am 7. März 1952 in Wiesbaden die erste bundesweite Woche, in deren Zentrum der Begriff der „Brüderlichkeit“ stand und die sich am amerikanischen Vorbild der seit 1934 bestehenden Week of Brotherhood ausrichtete. Die WdB stand und steht noch immer unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten und zielte auf die „Ueberwindung von Vorurteilen zwischen Religionen, Rassen, Nationen, Ständen und allen Gruppen“.³ Das bis heute wohl sichtbarste und öffentlichkeitswirksamste Zeichen dieser harterkämpften Zusammenarbeit ist die seit 1968 jährlich stattfindende Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille an Personen und Institutionen aus Gesellschaft, Wissenschaft, Kultur und Politik, die sich im christlich-jüdischen Dialog sowie in ihrem Engagement gegen Antisemitismus und Rassismus außerordentliche Verdienste erworben haben.

Dass Antisemitismus und Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden in der Bundesrepublik jedoch noch lange nicht der Vergangenheit angehörten und auch innerhalb der einzelnen GCJZ ein Problem darstellten, wird in deren frühen Geschichte besonders deutlich: Als etwa der Münchner Oberbürgermeister und Vorsitzende der GCJZ Karl Scharnagl 1949 in einem Interview erklärte, dass der Antisemitismus nur dadurch zu bekämpfen sei, „wenn diese Menschengruppe [i. e. die Juden, Anm. d. Verf.] durch Auswanderung gänzlich verschwindet“⁴, rief dies heftige Kritik von jüdischer Seite hervor. Philipp Auerbach, Staatskommissar für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte, protestierte öffentlich, Scharnagl „habe das Recht verwirkt, weiterhin als Vertreter der Vereinigung für christliche und jüdische Zusammenarbeit zu wirken“.⁵ Scharnagl trat als Vorsitzender zurück, blieb jedoch weiterhin Mitglied der Gesellschaft.⁶ Philipp Auerbach, der immer wieder öffentlich vor den Gefahren des Antisemitismus gewarnt hatte, nahm sich 1952 das Leben, nachdem er infolge eines un-

³ Anton Fingerle, zit. n. o. V., „Woche der Brüderlichkeit“, in: Süddeutsche Zeitung, 14. Februar 1951, S. 2.

⁴ Zit. n. o. V., „Auerbach gegen Scharnagl“, in: Süddeutsche Zeitung, 20. April 1949, S. 2.

⁵ Ebd.; siehe auch: Braunwarth: Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (wie Anm. 2), S. 25.

⁶ Braunwarth: Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (wie Anm. 2), S. 25.

fairen Prozesses wegen Veruntreuung und Betrug zu einer zweieinhalbjährigen Haftstrafe verurteilt worden war.⁷ Auch der aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrte Journalist Hans Lamm, der sich seit 1967 als Kuratoriumsmitglied der GCJZ engagierte, musste erfahren, dass nicht alle an einem „Dialog auf Augenhöhe“ interessiert waren. Als er sich 1967 gegen die Wallfahrt Deggendorfer Gnad und die in diesem Zusammenhang postulierten jüdenfeindlichen Bilder aussprach, erhielt Lamm eine Vielzahl an Protestbriefen aus der Regensburger GCJZ.⁸ Ein Jahr später kritisierte Lamm eine Veranstaltung der Münchner GCJZ, die mit Armin Mohler, einem ehemaligen Mitglied der Waffen-SS, als Gastgeber ausgerichtet werden sollte. Lamms Kritik wurde als „intolerant“ bezeichnet und die GCJZ schloss ihn vorübergehend aus.⁹

Trotz der konfliktreichen Anfangsphase brachten die jahrzehntelange Arbeit der mittlerweile über 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, des Koordinierungsrats und die Programme zur WdB zahlreiche wertvolle Errungenschaften hervor, die für ein Wiederaufleben jüdischen Lebens in Deutschland von großer Bedeutung waren. Bis heute setzen sich die GCJZ und der DKR für ein neues Verhältnis zwischen Christinnen und Christen und Jüdinnen und Juden ein, haben dazu beigetragen, alte antijüdische Vorurteile in der christlichen Theologie aufzubrechen und kämpfen aktiv gegen Antisemitismus und für das Gespräch auf Augenhöhe. Ein früherer Unterstützer des Dialogs, Rabbiner Leo Baeck, erklärte in diesem Zusammenhang: „[W]enn irgendetwas von einer besseren Zeit sprechen darf, so ist es die neue christlich-jüdische Zusammenarbeit und in ihr diese ‚Woche der Brüderlichkeit‘.“¹⁰

75 Jahre nach Gründung der ersten Gesellschaften für den jüdisch-christlichen Dialog und 70 Jahre nach Einführung der

⁷ Zum Schicksal des Auschwitz-Überlebenden Auerbach siehe jüngst: Hans-Hermann Klare: *Auerbach: Eine jüdisch-deutsche Tragödie oder Wie der Antisemitismus den Krieg überlebte*. Berlin 2022.

⁸ Braunwarth: *Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit* (wie Anm. 2), S. 29.

⁹ Andrea Sinn: „Und ich lebe wieder an der Isar“. *Exil und Rückkehr des Münchner Juden Hans Lamm*. München 2008, S. 152.

¹⁰ Leo Baeck: *Freiheit in Zusammenarbeit*. In: Sonderausgabe der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 1952, zit. n. Rudolf W. Sirsch: *Zur Geschichte des Deutschen Koordinierungsrates*. In: Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch (Hg.): *Über Grenzen hinweg zu neuer Gemeinschaft. Bilanz und Perspektiven des christlich-jüdischen Gesprächs*. (Forum Christen und Juden. Bd. 23) Berlin 2021, S. 14.

WdB sind die Grundlagen für die Begegnung andere geworden. Auch wenn ein stabileres Fundament geschaffen werden konnte, sind zahlreiche Herausforderungen geblieben sowie neue hinzugekommen. Im Erstarken von Antisemitismus, besonders in seiner israelbezogenen Form, und Rassismus zeigt sich die Notwendigkeit, den Dialog nicht abreißen zu lassen, sondern zu intensivieren und mit neuen Formaten voranzutreiben.

Gerade mit Blick auf diese neuen Herausforderungen soll es nicht nur darum gehen, ein Jubiläum zu begehen, sondern die letzten Jahrzehnte einer kritischen Bestandsaufnahme zu unterziehen: Was sind die wichtigen Wegmarken und Errungenschaften dieser Zusammenarbeit? Welche jüdischen und christlichen Stimmen formten das Gespräch und wie zukunftsfähig ist der Dialog und die „Woche der Brüderlichkeit“? Diesen und daran anknüpfenden Fragen widmet sich diese Ausgabe der *Münchener Beiträge*, die aus der Tagung „Dialog mit Zukunft? Eine kritische Würdigung von 70 Jahren ‚Woche der Brüderlichkeit‘“ hervorging. Organisiert wurde sie vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, dem Münchner Volkstheater, der GCJZ München und dem Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur e.V. Die Tagung fand am 29. und 30. Juni 2022 in der Bayerischen Akademie und dem Volkstheater München statt – und damit in jener Stadt, in der die erste Gesellschaft vor 75 Jahren gegründet wurde.

Ziel der Publikation ist es, durch die schriftliche Fixierung der Tagungsbeiträge und ergänzenden Inhalte einen Beitrag zur kritischen Würdigung der Arbeit des Koordinierungsrates und der lokalen Gesellschaften zu leisten und die Errungenschaften des jüdisch-christlichen Dialogs durch die Jahrzehnte hervorzuheben. Zugleich sollen auch die Anfragen aufgezeigt werden, die an die bisherige Form des Dialogs und an das Format der WdB herangetragen werden.

Der einleitende Beitrag von *Josef Foschepoth*, den dieser als Eröffnungsvortrag auf der Tagung gehalten hat, widmet sich der frühen Geschichte der Gesellschaften und des Koordinierungsrats sowie der Entwicklung der WdB durch die Jahrzehnte. Er rekonstruiert diese zunächst von den USA geförderten Anfänge im Kontext der bundesrepublikanischen Geschichte

und zeigt, dass die WdB und andere Aktivitäten überhaupt erst notwendige Räume der Begegnung schufen.

Im zweiten Beitrag hebt **Elias H. Füllenbach** am Beispiel von Gertrud Luckner und der Freiburger GCJZ die kritische Auseinandersetzung mit der WdB von innen hervor. Luckner und ihr Kreis standen besonders in der Frühphase bestimmten Tendenzen in anderen GCJZ und im DKR ablehnend gegenüber. Mit Artikeln im *Freiburger Rundbrief*, der von ihnen gegründeten bedeutenden katholischen Zeitschrift für den christlich-jüdischen Dialog, und Briefen trugen sie schließlich zu einer Neuausrichtung der WdB in der Form bei, wie sie bis heute durchgeführt wird.

Karma Ben Johanan beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit Metaphern, die die christlich-jüdischen Beziehungen heute prägen. Anhand von Begriffen wie „Wurzel“ und „Brüderlichkeit“ zeigt sie, wie Christen und Christinnen nach der Schoa und nach 1900 Jahren christlichem Antisemitismus versuchen, ihr Verhältnis zum Judentum neu zu bestimmen. Außerdem zeigt die Autorin, dass diese Diskursverschiebung nicht auf den theologischen Raum beschränkt bleibt, sondern auch in die politische Sphäre übertragen wird und die „christlich-jüdische Tradition“ allzu oft dazu missbraucht wird, „den Westen“ gegen „die Muslime“ in Stellung zu bringen.

Felix Schölch widmet sich am Beispiel Schalom Ben-Chorins der frühen jüdisch-christlichen Begegnung. Der Beitrag zeichnet die unterschiedlichen Phasen des Dialogs nach, die der Religionsphilosoph zwischen seiner deutschen Heimat und Palästina/Israel initiierte und wofür der DKR ihn 1982 mit der Buber-Rosenzweig-Medaille auszeichnete.

Abschließend kommen in Form von Interviews junge Stimmen zu Wort, die sich aus jüdischer, christlicher und muslimischer Perspektive Gedanken zur „Woche der Brüderlichkeit“ machen. **Helene Shani Braun**, **Anna-Nicole Heinrich** und **Derviş Hızarcı** waren auch Gäste der Podiumsdiskussion zum Thema „Dialog mit Zukunft! Wie steht es um die jüdisch-christliche Zusammenarbeit?“, die im Rahmen der Tagung im Münchner Volkstheater stattfand. Dort tauschten sie sich gemeinsam mit der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern Charlotte Knobloch und dem Intendanten des Volkstheaters und Spielleiter der Passionsspiele in Oberammergau Christian Stückl über Gegenwart und Zukunft des interreligiösen Dialogs und der WdB aus. Hier kamen Themen zur Sprache, die in Zukunft auch für die

GCJZ immer wichtiger werden, u. a. Geschlechtergerechtigkeit, Queerness, Beteiligung von Musliminnen und Muslimen und Vertreterinnen und Vertretern anderer Religionen und nichtreligiöser Player.¹¹

Weitere Informationen zum Programm der Tagung finden sich in dem von **Torsten Lattki** verfassten Tagungsbericht. Dazu gehören neben den genannten Formaten auch noch zwei Podiumsdiskussionen in der Bayerischen Akademie. Die Gespräche widmeten sich zum einen den Entwicklungen, Herausforderungen und Chancen für den Koordinierungsrat und die WdB von den 1980er Jahren bis heute, zum anderen explizit der Geschichte und Gegenwart der Münchner GCJZ, der lokalen Gestaltung der „Wochen der Brüderlichkeit“ und der allgemeinen interreligiösen Arbeit vor Ort.

Die Beiträge im Heft zeigen, welche Potenziale die WdB und ihre Akteurinnen und Akteure im Koordinierungsrat und den Gesellschaften trotz aller Schwierigkeiten und Herausforderungen, besonders in der Frühphase, für die christlich-jüdische Begegnung nach der Schoa entwickelten. Sie partizipierten durch die Jahrzehnte intensiv an der Ausbildung einer deutschen Erinnerungskultur, kämpfen bis heute gegen Antisemitismus, schaffen Räume für das von- und miteinander Lernen und etablierten mit der Buber-Rosenzweig-Medaille die bedeutendste Auszeichnung für den christlich-jüdischen Dialog in Deutschland.

Im 21. Jahrhundert ist das interreligiöse Gespräch mit alten und neuen Themen konfrontiert und wird sich zweifelsohne verändern – aber eins ist klar: Die Zukunft braucht den Dialog.

¹¹ Das Video zum Abendpodium kann online abgerufen werden: <https://www.youtube.com/watch?v=ZkhMix8Mzjg>.

Josef Foschepoth

70 Jahre Woche der Brüderlichkeit. Anfänge, Entwicklungen, Perspektiven

Der folgende Vortrag wurde im Rahmen der Tagung „Dialog mit Zukunft? Eine kritische Würdigung von 70 Jahren ‚Woche der Brüderlichkeit‘“ gehalten, die im Juni 2022 in München stattfand.

Sehr geehrte Damen,
sehr geehrte Herren,
liebe Geburtstagsgäste

wir sind hier und heute zusammengekommen, um Geburtstag zu feiern, und was für einen! „70 Jahre Woche der Brüderlichkeit.“ Im Leben eines Menschen soll der 70. Geburtstag einer der schönsten sein, zumindest was den Hauch von Silber anbetrifft, der mit diesem Tag verbunden ist. Wir haben ja einige dieser silbernen Jubilare unter uns. Ich gehöre auch dazu. So sähe also die „Woche der Brüderlichkeit“ aus, wenn sie leibhaftig unter uns wäre. Viele von Ihnen haben nicht nur einmal, sondern mehrfach an einer „Woche der Brüderlichkeit“ teilgenommen. Laut der eindrucksvollen Festschrift *Das Recht des Anderen* anlässlich des 70jährigen Bestehens des Deutschen Koordinierungsrats (DKR) hat es 2018 allein 338 Veranstaltungen zur „Woche der Brüderlichkeit“ in Deutschland gegeben.¹ Die „Woche der Brüderlichkeit“ ist das Markenzeichen des DKR und der inzwischen mehr als 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) in Deutschland. Die christlich-jüdischen Gesellschaften gehören zu den größten und ältesten Bürgerinitiativen in Deutschland, wie wir schon immer mit ein wenig Stolz betont haben. Herzlichen Glückwunsch all denjenigen, die an dem großen Erfolg „70 Jahre Woche der Brüderlichkeit“ mitgewirkt haben!

¹ Rudolf W. Sirsch, Andreas Nachama, Andreas Urban (Hg.): *Das Recht des Anderen. 70 Jahre Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit*. Bad Nauheim 2019, S. 127.

1 Reverend Carl F. Zietlow mit seinen Söhnen beim Betrachten der ersten Ausgabe der vom DKR herausgegebenen Zeitschrift *Zusammenarbeit*, 1949



Wie fing alles an?

Um diese Frage beantworten zu können, lade ich Sie ein, mit mir in das Nachkriegs-Berlin zu schauen. Dort landete am 30. März 1948, also kurz vor Beginn der Berliner Blockade durch die Sowjetunion, in Tempelhof eine viermotorige Propellermaschine aus den Vereinigten Staaten. An Bord: Reverend Carl F. Zietlow, methodistischer Pfarrer aus Minneapolis, langjähriger Direktor der North Central Region der National Conference of Christians and Jews (NCCJ). Sein Auftrag: Gründung von Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Westen Deutschlands. So war es zwischen General Lucius D. Clay, dem amerikanischen Militärgouverneur in Deutschland, und der NCCJ vereinbart worden. Der erteilte Auftrag war Teil der amerikanischen Bemühungen um eine „Umerziehung“ der Deutschen. Die Siegermacht hatte sich einiges vorgenommen. Ziel war nicht mehr und nicht weniger als die „Umwertung der geistigen und kulturellen Werte des deutschen Volkes“².

Was war der Maßstab? Der erste Hochkommissar der USA in der neu gegründeten Bundesrepublik John McCloy formulierte das vor Vertretern der jüdischen Gemeinden in Heidelberg am 31. Juli 1949 so: „Das Verhalten der Deutschen gegenüber den wenigen in ihrer Mitte verbliebenen Juden“ sei „der Prüfstein ihrer Gesittung und eines echten demokratischen

² Mein Vortrag basiert auf eigenen historischen Forschungen, deren neue Erkenntnisse ich bereits 1993 publiziert habe. Vgl. Josef Foschepoth: *Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit*. Göttingen 1993, S. 62.

Aufbauwillens³. Ansätze zu einem christlich-jüdischen Dialog, auf die man hätte zurückgreifen können, hatte es in Deutschland kaum gegeben. Einige Impulse waren zwar von jüdischer Seite, so von Martin Buber und Franz Rosenzweig, ausgegangen. Ihr Wirken blieb jedoch auf einen kleinen Kreis von Personen beschränkt. Erste Erfahrungen einer Zusammenarbeit von Christen und Juden gab es nur in den USA und in einigen westeuropäischen Staaten.

USA: Gründung der National Conference of Christians and Jews, 1928

In den USA geht die „Zusammenarbeit“ von Juden und Christen in die 1920er Jahre zurück. Hier ergriffen Juden und Protestanten die Initiative, als eine antikatholische Welle das Land erfasste. Anlass war die erste Präsidentschaftskandidatur eines Katholiken, Alfred E. Smith. Ziel jüdisch-christlicher Zusammenarbeit sollte es sein, Brüderlichkeit, Toleranz und Achtung von Minderheiten zu einem wesentlichen Bestandteil amerikanischer Kultur zu machen. So entstand eine breite Bewegung zur Bekämpfung antimodernistischer, fremdenfeindlicher und rassistischer Strömungen. Im Unterschied zum alten Kontinent galten in den USA die Katholiken inzwischen als Träger der Moderne. Von einer als „unamerikanisch“ geltenden, von Rom gesteuerten religiösen Minderheit hatten sich die Katholiken dank eines millionenfachen Einwanderungszuwachses aus den katholischen Ländern Europas zwischen 1850 und 1930 zu einer immer bedeutender werdenden, der amerikanischen Lebensweise sich öffnenden katholischen Kirche entwickelt.⁴ Entsprechend heftig reagierten die Konservativen auf den katholischen Bewerber um das Präsidentenamt, der die Wahl auch prompt verlor. Der begonnenen Zusammenarbeit von Juden, Protestanten und Katholiken tat dies jedoch keinen Abbruch. Noch im Wahljahr 1928 wurde die National Conference of Christians and Jews (NCCJ) gegründet. Am Ende des Zweiten Weltkriegs verfügte die NCCJ in den Vereinigten Staaten bereits über eine flächendeckende Organisation.

³ Ebd., S. 82.

⁴ Vgl. Hansjürgen Verweyen: Die Situation der Kirchen und Religionen in den USA. In: *Communio*, Internationale katholische Zeitschrift, 12 (1983), S. 144–154, hier S. 149 ff.

Großbritannien: Gründung des National Council of Christians and Jews, 1942

Ähnlich wie in den Vereinigten Staaten kam auch in Westeuropa der Impuls für eine Annäherung von Juden und Christen weniger aus religiösem als aus politischem Antrieb. Antisemitismus und Rassismus drohten das gesellschaftliche Miteinander zu zerstören. Nicht das Gespräch zwischen den Religionen, sondern der Kampf gegen den Antisemitismus und die praktische Hilfe für die Verfolgten standen im Vordergrund. Die Kirchen und Synagogen rückten in Großbritannien zusammen und gründeten mitten im Krieg, am 1. Oktober 1942, den ersten National Council of Christians and Jews in Europa.

Schweiz: Gründung der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung des Antisemitismus, 1946

Ein weiterer wichtiger Impuls ging von der Schweiz aus. Am 28. April 1946 wurde die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung des Antisemitismus in der Schweiz gegründet. Ortsgruppen wurden in Zürich, Basel, Bern, St. Gallen und Lugano aufgebaut. Dies war die erste Vereinigung auf dem europäischen Kontinent, die die Bekämpfung des Antisemitismus zu ihrem Hauptziel erklärte, gleichzeitig aber auch für einen interreligiösen Dialog eintrat.

Oxford, Seelisberg, Fribourg: Gründung des Internationalen Rates der Christen und Juden, 1946

Die verschiedenen Ansätze christlich-jüdischer Annäherung lösten enorme Aktivitäten aus. Tagungen in Oxford, Seelisberg und Fribourg suchten nach neuen Formen der Zusammenarbeit, die bereits 1946 zur Gründung des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ) führten. Die im August 1947 verabschiedeten Seelisberger Thesen, die erstmals die religiösen Wurzeln des Antisemitismus und die besondere Verantwortung der christlichen Kirchen herausarbeiteten, gehören zu den wichtigsten Dokumenten des interreligiösen Dialogs der Nachkriegszeit.

Frankreich: Gründung der Amitié Judéo-Chrétienne, 1948

Auch in Paris wurde bereits 1941 eine Vereinigung mit dem Namen Amitié Chrétienne gegründet. Die Mitarbeit von Juden war, wenn überhaupt nur heimlich möglich. Ziel dieses Zusammenschlusses war der Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht und die Hilfe für verfolgte Juden. Erst nach dem Krieg im Juli 1948 wurde eine Amitié Judéo-Chrétienne gegründet und auch für Juden geöffnet.

USA: Rückzug aus dem ICCJ – Gründung der World Brotherhood, 1949

Die internationalen Ansätze für einen neuen christlich-jüdischen Dialog erlitten jedoch bald einen herben Rückschlag. Mit Verschärfung des Gegensatzes zwischen Amerikanismus und Kommunismus entschieden sich die Amerikaner zum Rückzug aus dem ICCJ und zum Aufbau einer eigenen, weniger religiös als politisch bestimmten World Brotherhood. Im Oktober 1949 wurde das Büro des ICCJ in Genf geschlossen, am 9. Juni 1950 in Paris eine neue Weltorganisation mit dem Namen World Brotherhood gegründet.

In Windeseile sollte eine weltweit agierende Organisation mit Sitz in den USA und Außenstellen in vielen Teilen der Welt aufgebaut werden. Mit der Eröffnung des World-Brotherhood-Centers in New York, gestiftet von der Ford-Foundation, bekam das neue „Weltunternehmen für Weltbrüderlichkeit“ im Herzen Amerikas seinen Platz. Von hier aus sollte der neue amerikanische Geist der Brüderlichkeit als Teil eines neuen Amerikanismus um den Globus getragen werden. Die Zusammenarbeit von Juden und Christen verlor dadurch an Bedeutung und hatte sich in die neue Organisation der World Brotherhood einzuordnen. Präsident wurde Everett Clinchy, ehemaliger Präsident der NCCJ der USA.

Die bislang hoch gelobte Zusammenarbeit von Christen und Juden in den Vereinigten Staaten, in Europa und auch in Deutschland entsprach nicht mehr den Interessen der USA. Sie griff zu kurz und richtete den Blick nur nach innen, nicht nach außen. In Zeiten eines sich verschärfenden Kalten Krieges war die christlich-jüdische Zusammenarbeit zu wenig und zu heterogen. Statt eines lockeren Zusammenschlusses verschiedener Verbände sollte World Brotherhood als eine straff organisierte, weltweit operierende Organisation aufge-

baut werden. Dabei verfolgte World Brotherhood weniger eine religiöse, als eine erzieherische, im Kern politische Absicht, nämlich „Gerechtigkeit, Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Menschen verschiedener Religionen, Rassen, Staatsangehörigkeiten oder Kulturen zu fördern“⁵.

Die Krise der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Die neue Strategie der Amerikaner stürzte die noch in den Anfängen steckenden ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in der Bundesrepublik in eine schwere Krise. Zietlow erweckte den Eindruck, als sei World Brotherhood die logische Weiterentwicklung christlich-jüdischer Zusammenarbeit. Entsprechend ging er davon aus, dass der Deutsche Koordinierungsrat Mitglied von World Brotherhood werden oder zumindest Richtlinien verabschieden würde, „wonach jede einzelne Gesellschaft unabhängig vom Koordinierungsrat Mitglied von World Brotherhood werden“ könne. Sollte sich der Koordinierungsrat anders entscheiden, drohte Zietlow, den Geldhahn zuzudrehen und eigenständige World-Brotherhood-Gesellschaften zu gründen. Schließlich sei sein Auftrag, in Deutschland Gesellschaften zu gründen, die Mitglied von World Brotherhood werden wollten.⁶

Zietlow, der Gründer der ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, war zum überzeugten Anhänger der neuen Brotherhood-Bewegung geworden. Entsprechend forderte er die Deutschen immer wieder auf, „nicht den Blick zurück, sondern nach vorn zu lenken, nicht das Negative, sondern das Positive zu betonen, die Ziele nicht an den Problemen der Gegenwart zu orientieren, sondern möglichst allgemein zu formulieren“. Demnach war die Bekämpfung des Antisemitismus nur „als Teil des allgemeinen Kampfes gegen Vorurteile zu begreifen und stets die Universalität des Programms im Auge zu behalten, nach dem sich der Aufbau einer neuen Welt vollziehen sollte.“ Schließlich sei, wie der angehende Präsident von World Brotherhood, Everett Clinchy, am 21. September 1949, wenige Tage nach Konstituierung der Bundesrepublik in einer öffentlichen Rede in München betonte, „der Nationalsozialismus für Deutsch-

⁵ Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 2), S. 157.

⁶ Ebd., S. 159.

land nicht bezeichnender als der Ku-Klux-Klan für die Vereinigten Staaten“.⁷

Frankfurt: Gründung der Deutschen Sektion von World Brotherhood, 1954

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit waren tief gespalten. Eine Lösung des Konflikts mit World Brotherhood schien nur noch in einer strikten Trennung beider Organisationen zu liegen. Am 14. August 1954 war es so weit. Unter Beteiligung von reichlich Prominenz aus Politik und Gesellschaft wurde in Frankfurt eine neue Vereinigung für brüderliche Verständigung e.V. – Deutsche Sektion der World Brotherhood gegründet. Fortan gingen beide Organisationen getrennte Wege. Immerhin kehrten durch diese klare Trennung diejenigen GCJZ für christlich-jüdische Zusammenarbeit, die sich allein oder zusätzlich mit dem Namen Brüderlichkeit geschmückt hatten, bis Mitte 1955 unter das Dach des Deutschen Koordinierungsrats zurück.

Vatikan: ja zur Weltbrüderlichkeit, nein zur Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit, 1950

Eine weitere Spaltung kam hinzu, die zwischen Katholiken und Protestanten. Schon vor Gründung der neuen Organisation für Weltbrüderlichkeit hatte Everett Clinchy in einer Privataudienz beim Papst „den Segen seiner Heiligkeit“ für die neue amerikanische Idee bekommen. Als es soweit war, stellte Papst Pius XII. in einer Verlautbarung vom 28. Dezember 1950 unmissverständlich klar, was er von einer Zusammenarbeit der Katholiken mit Protestanten und Juden hielt: nicht viel. Eindringlich warnte er vor der Gefahr eines religiösen Indifferentismus und einer Relativierung von Glaubenswahrheiten zugunsten interreligiöser Zusammenarbeit. Die Bischöfe wurden angewiesen, derartige Veranstaltungen in katholischen Einrichtungen nicht zuzulassen. Erst 1964 wurde die römische Weisung durch Papst Paul VI. wieder aufgehoben.⁸

So bedrohlich die Gründung einer zentralen amerikanischen Organisation für Weltbrüderlichkeit für die internationale und

⁷ Ebd., S. 124.

⁸ Ebd., S. 60.

nationale Zusammenarbeit von Christen und Juden war, so belebend wirkte sich der Beschluss der Pariser Gründungsversammlung der World Brotherhood vom 9. Juni 1950 aus. Danach sollte im Februar/März eines jeden Jahres weltweit eine Brotherhood-Week durchgeführt werden und zwar in Gedenken an George Washington⁹, den ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, der am 22. Februar 1735 geboren war. Der nationale Charakter der jährlichen „Woche der Brüderlichkeit“ (WdB) sollte zur verbindenden Klammer der Brotherhood-Bewegung und der Christlich-Jüdischen Gesellschaften in Deutschland werden.

Einführung der „Woche der Brüderlichkeit“ in Deutschland, 1951/52

Erste Gehversuche wurden bereits 1951 auf lokaler Ebene in Stuttgart gemacht. 1952 folgte dann zum ersten Mal das volle Programm. Nach dem Willen der Amerikaner sollte alles, was in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Rang und Namen hatte, mobilisiert werden. Festsäle, Theater und Opernhäuser wurden angemietet, mit Blumen und Blattgrün geschmückt, die Fahnen der Westmächte und der Bundesrepublik aufgehängt. In München wie an anderen Orten bestimmten Worte von Goethe und Schiller das Programm. Chöre, Orgel- und Orchestermusik gaben dem Ganzen einen feierlichen Rahmen. Der gemischte Chor des Schlesiervereins München gestaltete den Tag der Heimatvertriebenen. Der „Negerchor der Henry-Kaserne München-Freimann“ sang Spirituals zum Tag der Nationen. Dekan Langenfass unterstrich die Bedeutung der WdB in München, in einer Stadt, in der „erst kürzlich wieder die verhängnisvollen Rufe ‚Juden raus‘ und ‚aufhängen‘ auf einer Versammlung zu hören gewesen waren“¹⁰. Ansonsten wurde das Judentum nicht weiter thematisiert.

Die Schirmherrschaft für die erste Woche der Brüderlichkeit übernahm Bundespräsident Theodor Heuss, der als Reichstagsabgeordneter der Deutschen Staatspartei 1933 für das Ermächtigungsgesetz Hitlers gestimmt hatte. Immerhin hatte er bereits am 7. Dezember 1949 in einer öffentlichen Feierstunde der Wiesbadener Gesellschaft und in Anwesenheit des ameri-

⁹ Ebd., S. 46.

¹⁰ Ebd., S. 143. Tätigkeitsbericht der Münchener Gesellschaft über die 1. WdB in München.

kanischen Hochkommissars McCloy sein Verhalten bedauert. In seiner berühmt gewordenen „Schamrede“ lehnte er eine Kollektivschuld der Deutschen entschieden ab, bekannte sich jedoch zu einer „Kollektivscham“, in die Hitler alle Deutschen gezwungen habe.¹¹

Präsident Harry S. Truman wird Ehrenvorsitzender der Brotherhood-Week

In den USA hatte Präsident Harry S. Truman den Ehrenvorsitz der Brotherhood-Week übernommen und dies mit folgenden Worten begründet: „Das Überleben der Freiheit in unserer Welt hängt von der Fähigkeit der freien Menschen ab, sich auf ein gemeinsames Programm zur Unterstützung der demokratischen Einrichtungen zu einigen, die die Freiheit fördern und erhalten. Dieses gemeinsame Programm erfordert gleichzeitig die Entwicklung unseres militärischen Potentials und die Stärkung unserer wirtschaftlichen Einrichtungen. Um diese Anstrengungen im Interesse der Freiheit steuern zu können, müssen wir unsere überlegene moralische Position behaupten, die uns in unserem gemeinsamen Anliegen verbindet.“

Welt-Brüderlichkeit war für den amerikanischen Präsidenten – ganz im Sinne des neuen Amerikanismus – die moralische Unterstützung des weltweiten Führungsanspruchs der USA. Die Unterstützung des koreanischen Volks, das sich damals in einem grausamen Bruderkrieg unter Beteiligung Chinas und der Vereinigten Staaten befand, sei daher, so Truman „ein Gebot praktischer Brüderlichkeit“¹².

Deutsche Kritik an der „Woche der Brüderlichkeit“

Freiburg: Die Einführung der „Woche der Brüderlichkeit“ stieß bei den ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit keineswegs auf ungeteilte Zustimmung. Gertrud Luckner, Geschäftsführerin der Freiburger Gesellschaft, forderte, man solle es mit den „Wochen‘ oder bloßen Demonstrationen zunächst eine Weile gut sein lassen und inzwischen – ein jeder für sich – die Brüderlichkeit im prosaischen Alltag ein Stückchen weitertragen.“ Darüber hinaus fürchtete sie eine Politisierung der christlich-jüdischen

¹¹ Ebd., S. 96.

¹² Ebd., S. 142.

Gesellschaften „im Sinne der amerikanisch-westlichen Ideologie“.¹³

Frankfurt und Berlin: Unterstützung erhielt die Freiburger GCJZ durch die Frankfurter Gesellschaft, die ebenfalls jegliche politische Indienstnahme ablehnte. Wie die Freiburger lehnte auch die Berliner Gesellschaft eine Beschäftigung mit politischen Fragen ab. Beide betonten die religiösen Grundlagen ihrer Arbeit. „Ihr Ziel“ sei, so die Berliner Gesellschaft, „die Festigung einer sozialen Ordnung, in der die religiösen Ideale der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit die Grundlagen der menschlichen Beziehungen bilden“.¹⁴

Hamburg: Auch die neu hinzugekommenen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit lehnten „Brüderlichkeit“ zunehmend als zu vage, zu „unexakt“ und zu „phrasenhaft“ ab, wie zum Beispiel der Publizist Erich Lüth aus Hamburg. Stattdessen wurde die Beschäftigung mit der Lage der Juden in der Bunderepublik immer mehr als die eigentliche Aufgabe der Gesellschaften betont. Wir haben „hier auf deutschem Boden, nach allem, was geschehen ist, ein deutsch-jüdisches Problem zu lösen, das zu lösen ungeheuer schwierig ist und zu dessen Lösung wir uns auch nach außen hin selber bekennen müssen“. Mit Spruchbandparolen könne der erstrebte Gesinnungswandel der Deutschen nicht erreicht werden.¹⁵

Zentralrat der Juden: Ähnlich sahen das auch jüdische Vertreter, das Direktorium des Zentralrats der Juden in Deutschland und die *Allgemeine Jüdische Wochenzeitung* (heute: *Jüdische Allgemeine*). Sie hatten die „Woche der Brüderlichkeit“ zunächst durchaus begrüßt. Allerdings setzten sie bereits zum Auftakt einen nachdenklichen Akzent, der treffend die Gefahr beschrieb, die dieser Veranstaltungsform von Anfang anhaftete. „Die Woche der Brüderlichkeit sollte Anlass zu gründlichem Nachdenken geben. Nicht wenig wäre erreicht, wenn die Veranstaltung diesen Erfolg hätte. Die Spanne zwischen einem herrlichen Ideal und der trüben Wirklichkeit war seit jeher riesenhaft. Die Religionen versuchen eine Über-

¹³ Ebd., S. 147.

¹⁴ Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin e.V. (Hg.): 50 Jahre im Gespräch. Festschrift, Redaktion Ulrich Werner Grimm. Berlin 1999, S. 74.

¹⁵ Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 2), S. 147f.

brückung, und nicht selten flüchtet das Denken der Menschen in eine andere transzendente Welt, die den Lebenden nicht zugänglich ist.“ Nicht Phrasen und „bombastische Deklamationen“ waren es, was Juden von der „Woche der Brüderlichkeit“ erwarteten, sondern „Taten einfacher Menschenfreundlichkeit, die den Frieden vorbereiten, einen Frieden auf dieser Welt“¹⁶.

Neuorientierung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Der Streit um World Brotherhood war nicht nur ein Streit um einen neuen Namen. Er war ein Streit über Grundlagen, Aufgaben und Ziele christlich-jüdischer Zusammenarbeit in Deutschland. Als Zietlow Anfang 1952 die Bundesrepublik wieder verließ und die üppige Finanzierung durch die Amerikaner eingestellt wurde, waren der Deutsche Koordinierungsrat und die ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit inhaltlich zerstritten, personell zum Teil schlecht aufgestellt und standen ohne neue Zuschüsse finanziell teilweise vor dem Aus. Der Ernst der Lage bot jedoch auch die Chance, die christlich-jüdische Zusammenarbeit ohne beziehungsweise gegen die Amerikaner inhaltlich neu zu bestimmen und zu gestalten, personell sich neu aufzustellen und finanziell neue Quellen zu erschließen.

Christen und Juden: Wiederherstellung des Ansehens der Deutschen

Der Traum von einer Welt-Brüderlichkeit war in den deutschen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit 1955 weitgehend ausgeträumt. Die Deutschen bewegte vor allem der Wunsch, die Wirklichkeit, das beschädigte Ansehen der Deutschen und ihrer Nation wiederherzustellen. Dies sei „keine Politik“, hieß es in einem Aufruf der Berliner Gesellschaft, „soll aber sittliche Voraussetzungen für eine neue Eingliederung der dazu bereiten Juden in das deutsche Volks- und Staatsleben schaffen und das Werk des Staates in den Herzen der Menschen vollenden helfen“¹⁷.

¹⁶ Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 7. März 1952, S. 1.

¹⁷ Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 2), S. 185.

Das amerikanische Modell hatte ausgedient. Die christlich-jüdische Zusammenarbeit in der Bundesrepublik musste sich neu denken, neu definieren, neu finanzieren, neu organisieren, mithin neu gründen. Dies sahen die wenigen Juden, die in den christlich-jüdischen Gesellschaften mitmachten, nicht anders. Auch sie suchten ihre Identität als Deutsche wiederzugewinnen. Als solche wollten sie mit anderen gutmeinenden Deutschen, Katholiken und Protestanten, zusammenarbeiten. Aus der „gemeinsam erlittenen Verfolgung“ sollte eine neue Gemeinschaft von Juden und Christen entstehen, deren gemeinsame Aufgabe darin gesehen wurde, am Wiederaufbau des Landes tatkräftig mitzuwirken. Hier hatte christlich-jüdische Zusammenarbeit ihren Platz und ihre eigentliche Funktion. Den dazu bereiten Juden wuchs eine neue Rolle zu: „Juden sind für deutsche Menschen heute ein Mahnmal, ein lebendiges Mahnmal ihrer Schuld“ schrieb der hessische Landesrabbiner Zwi Harry Levy 1953.¹⁸

Wiedergutmachung: moralisch nötig, wirtschaftlich und politisch von Vorteil

Politisch war der Zeitpunkt dafür durchaus günstig. 1952/53 setzte Bundeskanzler Adenauer mit Unterstützung der SPD, jedoch gegen großen Widerstand in den eigenen Reihen und in der eigenen Bevölkerung, einen Wiedergutmachungsvertrag mit Israel durch: Danach erhielt der Staat Israel 3 Milliarden Deutsche Mark und die Claims Conference für Juden, die außerhalb Israels lebten, 450 Millionen Deutsche Mark. Bislang hatte sich der rheinländische Katholik in Fragen der Wiedergutmachung nicht gerade hervorgetan. Als die Westmächte klarmachten, dass eine Aufnahme der Bundesrepublik in die westliche Staatengemeinschaft ohne eine Bereinigung des Verhältnisses zu den Juden nicht möglich war, ergriff Adenauer die Initiative. „Man müsse alles tun, was man könne“, erklärte der Bundeskanzler gegenüber ausgewählten Journalisten, „damit wir nicht nur wegen Israel, sondern in den Augen der ganzen Welt irgendeinen Fakt getan haben, der zeigt, dass wir bedauern, dass von deutscher Seite diese Dinge an den Juden begangen worden sind. Das verlangt nach meiner Meinung mit Recht die ganze Welt.“ Nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich sei die Wiedergutmachung von Vorteil,

¹⁸ Ebd., S. 202.

fand Adenauer. „Wenn es uns gelingt, die Judenfrage aus der Welt zu schaffen, wird das auch unserem wirtschaftlichen Leben insgesamt zum großen Vorteil reichen, selbst wenn dabei einige Prozente einen falschen Weg nehmen, so ist bei diesen Waren der Nutzen, abgesehen von der moralischen Seite, größer als der Schaden.“¹⁹

Der DKR bittet um Hilfe: „Helfen Sie uns und Sie helfen Deutschland ...“

Die Wiedererrichtung und Förderung jüdischer Gemeinden einschließlich der wohlwollenden Unterstützung der organisierten Zusammenarbeit von Juden und Christen lag von nun an im politischen Interesse. Der Deutsche Koordinierungsrat und die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wurden in die öffentliche Förderung des Bundes und der Länder aufgenommen, nachdem die Amerikaner die Finanzierung eingestellt hatten.

Erst jetzt entwickelten sich die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit zu einer Art von christlichen Vereinen zur Pflege und Förderung des Judentums und der christlich-jüdischen Beziehungen. Liebevoller Zuwendung zu den „jüdischen Mitmenschen“, Überwindung ihrer Isolierung, Parteinahme für die jüdische Sache, Aufarbeitung des geschehenen Unrechts, Wiederherstellung der Größe und Ehrwürdigkeit des jüdischen Namens. Das waren – einem Faltblatt des Deutschen Koordinierungsrates aus dem Jahr 1955 zufolge – die wichtigsten Aufgaben christlich-jüdischer Zusammenarbeit in der Bundesrepublik Deutschland. So unterschiedlich die Aufgaben und Ziele der christlich-jüdischen Zusammenarbeit in Deutschland und in den USA waren, dienten sie hier wie dort bestimmten staatspolitischen Zwecken, nämlich dem Zusammenhalt von Staat und Gesellschaft. Das erwähnte Faltblatt brachte dies auf den Punkt: „Helfen Sie uns und Sie helfen Deutschland, dessen Ansehen entscheidend dadurch bestimmt wird, wie es die uns gestellte jüdische Frage vor seiner eigenen Zukunft beantwortet.“²⁰

Die Juden, die in den Gesellschaften mitmachten, definierten sich vor allem als deutsche Juden. Deutschland war ihre

¹⁹ Konrad Adenauer: Teegespräche 1950 – 1954. Berlin 1984, S.284; Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 2), S.199.

²⁰ Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 2), S.185 f.

Heimat und sollte es bleiben. Sie streckten die Hand zur Versöhnung aus, vertrauten auf die Solidargemeinschaft der guten Deutschen und hofften auf moralische, wirtschaftliche und politische Wiedergutmachung und Rehabilitierung. Wie die nichtjüdischen Deutschen sprachen auch sie von der gemeinsamen „Opferrolle“ von Juden und Christen während des „Dritten Reichs“ und warnten davor, antisemitische Äußerungen und Ausschreitungen zu überschätzen. Auch bei Juden bestand in den Fünfziger- und Sechzigerjahren eine große Scheu, das Wiederaufleben des Antisemitismus und die Verdrängung der NS-Vergangenheit der Deutschen öffentlich zu thematisieren.²¹

Als John McCloy den eingangs bereits zitierten Satz, wonach das Verhalten der Deutschen gegenüber den Juden in ihrer Mitte „ein Prüfstein ihrer Gesittung und ihres echten demokratischen Wiederaufbauwillens“ sei, fühlte sich ausge-rechnet eine GCJZ berufen, gegen eine derartige „ungeheuerliche Übertreibung“ zu protestieren. In einem veröffentlichten Schreiben des Vorstands der GCJZ München an John McCloy hieß es, das „geknechtete deutsche Volk“ habe sich schon zu Hitlers Zeiten von der Politik der Judenverfolgung distanziert. Nach dem Ende der Diktatur sei „die Zahl der gerecht denkenden Menschen noch erheblich angestiegen“. „Dass es unter 60 Millionen guten Deutschen auch einige wenige 10000 schlechte Deutsche gibt, die weiterhin zu dem gottlosen und unmenschlichen Antisemitismus stehen, kann niemanden überraschen, der etwas von Volkspsychologie versteht.“²²

Natürlich gab es auch andere in den Gesellschaften, die den alten und neuen Nazismus und Antisemitismus heftig bekämpften. Zu ihnen zählte auch der Rektor der Frankfurter Universität Franz Böhm. In einer scharfen Replik auf den Münchener Brief betonte dieser, dass man sich nicht zusammengeschlossen habe, um der Welt zu beweisen, dass es auch gute Deutsche gebe, sondern „um dem Antisemitismus und dem inhumanen Vorurteil eine entschlossene, aktive, einflussreiche und in den Gang der Dinge wirksam eingreifende Gegenbewegung entgegenzustellen.“²³

²¹ Ebd., [Kapitel: Mitarbeit und Dilemma deutscher Juden], S. 113ff. Zusammenfassend S. 201 f.

²² Ebd., S. 82f.

²³ Ebd., S. 102ff.

70 Jahre „Woche der Brüderlichkeit“. Brüderlichkeit, Brüderlichkeit und nochmals Brüderlichkeit. Alles drehte sich in meinem Vortrag um Brüderlichkeit. Was um alles in der Welt ist eigentlich Brüderlichkeit? Diese Frage muss wenigstens am Ende noch gestellt werden.

1. Brüderlichkeit ist ein unbestimmter Begriff

Brüderlichkeit ist ein vager, unbestimmter, letztlich nichtsagender Begriff. Ein Begriff, der nicht das *Was*, sondern nur das *Wie* bestimmt. Er ist gleichsam die Methode, der Geist, in dem grundlegende Fragen, Probleme, Konflikte zwischen Menschen unterschiedlicher Überzeugungen, Prägungen, Herkunft etc. gelöst werden können, sollen, müssen. Aber brauchen wir dazu den Begriff der Brüderlichkeit? Warum werden gerade Brüder zu Prototypen friedlichen Umgangs stilisiert? Was zeigen uns denn Kain und Abel, Josef und seine Brüder und viele andere Brüder in der Weltliteratur?

2. Brüderlichkeit ist ein utopischer Begriff

Ist nicht gerade das Gegenteil der Fall? Sind Brüder, Jungs und Männer nicht gerade Prototypen des Konflikts, des Streites, der Aggression, des Krieges? Brüderlichkeit wäre demnach kein erreichter Zustand, sondern die Hoffnung, die Sehnsucht, die Utopie einer konflikt- und gewaltfreien Gesellschaft. Brüderlichkeit wäre demnach zuallererst ein utopischer Begriff, die unerfüllte und unerfüllbare Sehnsucht der Moderne. „Seid umschlungen Millionen“, so heißt es in der *Ode an die Freude* von Friedrich Schiller. „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.“ Ein Traum, den Ludwig van Beethoven in seiner *9. Sinfonie* musikalisch verewigte, ehe er 1985 zur Europahymne erkoren wurde.

3. Brüderlichkeit ist ein politischer Begriff

Von der Aufklärung über die revolutionären Errungenschaften von „Liberté, Égalité, Fraternité“ der Französischen Revolution von 1789 bis zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, die am 10. Dezember 1948 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen in Paris verabschiedet wurde, ist Brüderlichkeit ein fester Bestandteil politischen Denkens und Handelns. So lautet Artikel 1 der UN-Charta der Menschen-

rechte: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“

4. Brüderlichkeit ist auch ein religiöser Begriff

Natürlich ist Brüderlichkeit auch ein religiöser Begriff. Im Judentum, Christentum, aber auch im Islam hat er seinen Platz. Bei Markus heißt es: „Wieder einmal folgte Jesus eine große Menge. Als seine Mutter und seine Brüder nach ihm fragten, antwortete er: ‚Wer ist meine Mutter und meine Brüder?‘ Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: ‚Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.‘“²⁴ Auch Juden verstanden sich als Brüder. Bindungswirkung erzeugt Brüderlichkeit auch im Islam, vor allem nach innen. Wenn Papst Franziskus plötzlich seine Vorliebe für den Begriff „Geschwisterlichkeit“²⁵ entdeckt und seine diesbezügliche Enzyklika ausgerechnet *Fratelli tutti*²⁶ betitelt, dann wird es vollends konfus.

Religionen, revolutionäre, bürgerliche und sozialistische Bewegungen. Tatsächlicher oder angestrebter Zustand, Ist- oder Sollzustand? Brüderlichkeit ist kein inhaltlich bestimmter, sich selbsterklärender Begriff. Ob Geschwisterlichkeit eine positive Alternative wäre, kann hier nicht weiter erörtert werden. Beide Begriffe beschreiben lediglich das „Wie“ und nicht das „Was“, das eine freiheitliche, demokratische und soziale Gesellschaft begründet und zusammenhält. Das geistige, religiöse, politische und humane Erbe von 70 „Wochen der Brüderlichkeit“ in Deutschland ist in den Jahresthemen des DKR und den sich daraus entwickelten Aktivitäten der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit aufbewahrt.

²⁴ Mk 3,20–21.31–35.

²⁵ Papst Franziskus, Predigt am 21. Februar 2021: „Ich habe den Wunsch, den Traum, das Streben nach Geschwisterlichkeit zum Leben zu erwecken.“ Online: <https://www.evkirche-erlenbach.de/der-pfarrer/predigten-zum-nachlesen-und-nachhoeren/ein-traum-von-papst-franziskus-von-der-geschwisterlichkeit-der-menschen>.

²⁶ Enzyklika *Fratelli tutti* von Papst Franziskus – „Über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft“ vom Oktober 2020, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2020.

Schon ein kurzer Blick auf die verschiedenen Jahresthemen²⁷ zeigt, welche Leistungen und Erfolge 70 „Wochen der Brüderlichkeit“ für das geistige, religiöse, kulturelle und politische neue Deutschland erbracht haben. Hier nur eine kleine Auswahl der großen Themenschwerpunkte:

- Menschenwürde und Gleichberechtigung
- Toleranz und Menschlichkeit
- Recht und Gerechtigkeit
- Gewissen und Verantwortung
- Güte und Barmherzigkeit
- Nächsten- und Feindesliebe
- Menschen guten Willens etc.

Brüderlichkeit sagt alles und nichts. Es ist eine Hülle, die man beliebig füllen kann. Wie man sie füllt, ist eine Frage der Zeitläufte und des Zeitgeistes. Frieden, Gerechtigkeit, Menschlichkeit sind zurzeit en vogue. Das dürfte mit Geschwisterlichkeit nicht anders werden. Brüderlichkeit/Geschwisterlichkeit sollen vor allem eins: sie sollen motivieren, Energien erzeugen, gute Gefühle entwickeln (Seid umschlungen Millionen!), um einen als schlecht empfundenen Zustand zu verändern und zu verbessern. So war es und so wird es bleiben, solange die Welt, die Staaten, die Politik, die Religionen, die Wirtschaft, die Gesellschaften, die Menschen verbesserungsdürftig und verbesserungsfähig sind und bleiben. Die Lebensdauer von Brüderlichkeit beziehungsweise Geschwisterlichkeit wird so lange anhalten, wie die mit ihnen verbundenen Energien und Motivationskräfte auch weiterhin von ihnen ausgehen.

Der in den Vereinigten Staaten entstandenen Week of Brotherhood war kein langes Leben beschieden. Bereits nach 40 Jahren wurde sie aus dem nationalen Feiertagskalender der USA gestrichen. In Deutschland können wir dagegen bereits auf stolze 70 Jahre „Woche der Brüderlichkeit“ zurückschauen. Wenn wir die Zeichen der Zeit richtig verstehen, können und dürfen wir uns auf dem Geleisteten nicht ausruhen. Es liegt an uns, die Tür zu allfälligen Reformen weit zu öffnen, um dem interreligiösen Dialog in einer neuen Zeit neue Perspektiven und eine erfolgreiche Zukunft, wie es die Vergangenheit gewesen ist, zu ermöglichen.

²⁷ Sirsch, Nachama, Urban (Hg.): Das Recht des Anderen. 70 Jahre Deutscher Koordinierungsrat (wie Anm. 1), S.95.

Elias H. Füllenbach

Warum „eine Beteiligung an der Brüderlichkeitswoche abzulehnen ist“

Die Kritik Gertrud Luckners und ihres Freiburger Kreises am Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Die „Woche der Brüderlichkeit“ (WdB) ist eine „Erfolgsgeschichte“¹, die bis heute anhält. Denn auch wenn sich in den vergangenen Jahren vieles in unserer Gesellschaft, nicht zuletzt in den Kirchen und jüdischen Gemeinden unseres Landes verändert hat, findet die jährliche „Woche der Brüderlichkeit“ mit zahlreichen Veranstaltungen auf lokaler wie regionaler Ebene sowie der zentralen Eröffnungsfeier mit der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille zur Ehrung von Persönlichkeiten oder Initiativen, die sich um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben, weiterhin große Beachtung.²

Allerdings konnte die WdB nur deswegen zu einer „Erfolgsgeschichte“ werden, weil sie im Laufe der Zeit zahlreiche Veränderungen durchlaufen hat. So haben die heutigen Veranstaltungen mit denen der ersten bundesweiten WdB 1952 nur sehr wenig gemein.³ Anfangs wurde beispielsweise das Verhältnis zum Judentum kaum thematisiert, obwohl die NS-Verbrechen nur wenige Jahre zurücklagen. Phrasenhafte Beschwörungen einer diffus bleibenden „Brüderlichkeit“ stießen auch damals schon auf Widerspruch und führten in den ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) zu heftigen Diskussionen. Im Folgenden möchte ich insbesondere an Gertrud Luck-

1 Gertrud Luckner, Aufnahme von 1966



¹ Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch: Vorwort. In: Dies. (Hg.): „... damit es anders anfängt zwischen uns allen.“ 60 Jahre Woche der Brüderlichkeit. (Forum Juden und Christen. Bd. 8) Berlin, Münster 2012, S. 5–10, hier S. 6.

² Vgl. Ernst Elitz: Eine Bürgerinitiative für Brüderlichkeit. In: Rudolf W. Sirsch, Andreas Nachama, Andreas Urban (Hg.): Das Recht des Anderen. 70 Jahre Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Bad Nauheim 2019, S. 80–90.

³ Vgl. den Beitrag von Josef Foschepoth in diesem Heft.

ner und ihren Freiburger Kreis erinnern, die der WdB zunächst sogar ablehnend gegenüberstanden, aber mit ihrer Kritik einen konstruktiven Beitrag zu deren Neuausrichtung in den 1960er Jahren leisteten.

Gertrud Luckner, eine Pionierin im christlich-jüdischen Dialog

Gertrud Luckner ist heute vor allem für ihren Widerstand gegen das NS-Regime bekannt. Als Mitarbeiterin des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg im Breisgau baute sie ein von Hamburg bis Wien reichendes Netzwerk freiwilliger Helferinnen und Helfer auf, um die verfolgte jüdische Bevölkerung zu unterstützen.⁴ Im März 1943 wurde sie schließlich selbst verhaftet und nach monatelangen Verhören in das Konzentrationslager Ravensbrück deportiert. Nach ihrer Befreiung durch sowjetische Truppen im Mai 1945 kehrte sie nach Freiburg zurück und nahm ihre Arbeit bei der Caritaszentrale wieder auf. Sie wurde Leiterin der Abteilung für Verfolgtenfürsorge, die sich um jüdische Überlebende kümmerte – für Luckner eine christlich-moralische Verpflichtung, zu der nicht nur finanzielle Hilfe gehörte, sondern auch eine theologische „Wiedergutmachung“.

Zu diesem Zweck lud sie im März 1948 einige interessierte Katholikinnen und Katholiken zu einer ersten größeren Besprechung ein, um die Frage zu erörtern: „Wie kann ein Gespräch im kirchlichen Raum zur Frage ‚Christentum und Judentum‘ begonnen werden?“⁵ Man einigte sich darauf, eine in unregelmäßigen Abständen erscheinende Korrespondenz herauszugeben, die sowohl Material für die „Verwendung in Predigt und Katechese“ als auch zur „Veröffentlichung in der Presse“ bereitstellen sollte.⁶ Die erste Ausgabe dieses *Freiburger Rundbriefs* wurde auf dem Katholikentag in Mainz im September 1948 vorgestellt. Von Anfang an suchte die Publikation das Gespräch zwischen Christen und Juden zu för-

⁴ Vgl. Hans-Josef Wollasch: „Betrifft: Nachrichtenzentrale des Erzbischofs Gröber in Freiburg.“ Die Ermittlungsakten der Geheimen Staatspolizei gegen Gertrud Luckner 1942–1944. [Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus. Bd. 4] Konstanz 1999.

⁵ Bericht Luckners vom 18. März 1948. Archiv des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg i. Br. (= DCV), Nachlass Luckner, 093.2, N 22/1.

⁶ Luckner an Kardinal Preysing, 26. März 1949. DCV, 221.91+511, Fasz. 01.

dern.⁷ In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sie sich zu einer der renommiertesten katholischen Zeitschriften für den christlich-jüdischen Dialog,⁸ zumal es Luckner schon früh gelang, auch jüdische Autorinnen und Autoren für die Mitarbeit zu gewinnen.

Die engagierte Katholikin wurde von vielen jüdischen Überlebenden geschätzt, weil sie immer wieder gegen den zeitgenössischen Antisemitismus und das Verdrängen der NS-Verbrechen Stellung bezog. Ebenso entschieden wandte sich Luckner gegen antijüdische Vorurteile im kirchlichen Bereich und rief wiederholt dazu auf, sich kritisch mit der langen Geschichte christlicher Judenfeindschaft auseinanderzusetzen. Schon 1950 forderte sie beispielsweise eine Textrevision der Oberammergauer Passionsfestspiele.⁹ Doch solche Appelle stießen damals noch weitgehend auf Unverständnis.

Die Gründung der Freiburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Unterstützung für ihre Arbeit erhoffte sich Luckner von den ersten Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die 1948/49 auf Initiative der Amerikaner im Rahmen ihres Re-Education-Programms gegründet wurden.¹⁰ Aus ihrem eigenen Gesprächskreis in Freiburg war inzwischen eine christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft entstanden, die weit über die Stadtgrenzen hinaus vernetzt war. Die Idee, sich dem Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) anzuschließen, war daher naheliegend. Nach intensiven Diskussionen¹¹ wurde die Arbeitsgemeinschaft schließlich in eine GCJZ umgewandelt.¹² Bei der Gründungsversammlung am 6. Juni 1950 wur-

⁷ Vgl. Elias H. Füllenbach: „Freunde des alten und des neuen Gottesvolkes“. Theologische Annäherungen an das Judentum nach 1945. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 32 (2013), S. 235–252.

⁸ Vgl. Elias H. Füllenbach: Der „Freiburger Rundbrief“. Katholische Pioniere im christlich-jüdischen Dialog. In: Auf Zukunft hin. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. (Herder Thema) Freiburg i. Br. 2021, S. 54–56.

⁹ Vgl. Luckners Bericht über die Beiratssitzung Christentum und Judentum vom 13. Februar 1950. DCV, 093.2, N 30, Karton 4.

¹⁰ Vgl. Josef Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Göttingen 1993.

¹¹ Vgl. Luckners Bericht über die Beiratssitzung Christentum und Judentum vom 13. Februar 1950. DCV, 093.2, N 30, Karton 4.

¹² Vgl. Luckners Bericht vom 8. Juni 1950. DCV, 183+532.11, Fasz. 01.

den Jenny Raab als Mitglied der jüdischen Gemeinde, der evangelische Kreisdekan Otto Hof und Karlheinz Schmidthüs, Chefredakteur der katholischen *Herder Korrespondenz*, zu Vorsitzenden der neuen Gesellschaft gewählt. Luckner übernahm die Geschäftsführung.¹³

Wie Josef Foschepoth unterstreicht, war die Freiburger GCJZ ein „Sonderfall“, da sie „weder von den Amerikanern noch vom Koordinierungsrat“, also „nicht von oben, sondern von unten gegründet wurde“. ¹⁴ Sie unterschied sich aber auch deswegen, weil sie „auf [...] die religiös-theologische Seite der christlich-jüdischen Zusammenarbeit“ besonderen Wert legte.¹⁵ Schließlich gehörten mit Luckner und Schmidthüs zwei Vorstandsmitglieder zugleich dem Herausbergremium des *Freiburger Rundbriefs* an, der sich um eine theologische Neubestimmung des christlich-jüdischen Verhältnisses bemühte.¹⁶

Erste Verbindungen zum Deutschen Koordinierungsrat

Seitdem der katholische Theologe Karl Thieme,¹⁷ ein weiterer Mitherausgeber des *Freiburger Rundbriefs*, mit dem Luckner fast täglich korrespondierte, im Januar 1950 eine Stelle beim DKR angenommen hatte, bestand auch zur Zentrale in Bad Nauheim eine enge Verbindung. Als Berater in religiösen Angelegenheiten organisierte Thieme Studententagungen und andere Bildungsveranstaltungen des DKR.¹⁸

Besondere Bedeutung erlangte eine von ihm geleitete pädagogische Arbeitstagung, die im Mai 1950 in Bad Schwalbach stattfand und sich mit den „Seelisberger Thesen zum christlichen Antijudaismus“ von 1947¹⁹ befasste, um ihnen eine

¹³ Zur Gründung der Freiburger Gesellschaft vgl. Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 10), S. 167–169.

¹⁴ Ebd., S. 167.

¹⁵ Vgl. Luckners undatierten Bericht über die Arbeit der Freiburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. DCV, 183+533, Fasz. 05 (Hervorhebung im Original).

¹⁶ Vgl. Gertrud Luckner: Aus unserer Arbeit. In: Freiburger Rundbrief III (1950/51), Nr. 10/11, S. 36.

¹⁷ Zu ihm vgl. Andreas Renz: Karl Otto Thieme (1902–1963) – Wege zu einer „Ehrfurcht vor Israel“. In: Petrus Bsteh, Brigitte Proksch (Hg.): Wegbereiter des interreligiösen Dialogs, Bd. 2. (Spiritualität im Dialog. Bd. 10) Wien 2018, S. 187–208.

¹⁸ Vgl. Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 10), S. 130–134.

¹⁹ Zur Seelisberger Konferenz und zu den dort erarbeiteten Thesen vgl.

„neue, biblisch besser fundierte Fassung“ zu geben.²⁰ Diese Schwalbacher Fassung, die Thieme gemeinsam mit dem evangelischen Pfarrer Adolf Freudenberg am 16. Juni 1950 in eine „definitive Form“ brachte,²¹ ging deutlich über bisherige Stellungnahmen zum christlich-jüdischen Verhältnis hinaus, weil sie erstmals den „systematischen Massenmord“ an den europäischen Juden ausdrücklich erwähnte und darüber hinaus das Versagen der christlichen Kirchen in der NS-Zeit thematisierte.²² In enger Zusammenarbeit zwischen dem *Freiburger Rundbrief* und dem DKR wurden fast 30 000 Exemplare der „Schwalbacher Thesen“ an evangelische und katholische Lehrkräfte und Seelsorger versandt, um sie im innerkirchlichen Bereich bekanntzumachen.

Erste Konflikte mit dem Deutschen Koordinierungsrat

Doch die Freude über diesen gemeinsamen Erfolg währte nicht lange. Schon im August 1950 kam es zu einem ersten Eklat. Auslöser war die Veröffentlichung eines antisemitisch gefärbten Interviews in der *Zusammenarbeit*, einer kurzzeitig existierenden Zeitschrift des DKR. Darin kritisierte der evangelische Vorsitzende der Wiesbadener GCJZ Ernst Siegfried Morgen²³ die Restitutionsgesetze der Alliierten und machte sowohl die Besatzungsmächte als auch die Juden selbst für den wieder erstarkenden Antisemitismus in Deutschland verantwortlich. Der unkommentierte Abdruck dieser Aussagen machte Thieme²⁴ und Luckner²⁵ fassungslos. Doch der DKR reagierte auf ihren Protest zunächst nur mit der lapidaren Ant-

Jehoschua Ahrens: *Gemeinsam gegen Antisemitismus – Die Konferenz von Seelisberg (1947) revisited. Die Entstehung des institutionellen jüdisch-christlichen Dialogs in der Schweiz und in Kontinentaleuropa.* (Forum Christen und Juden. Bd. 19) Berlin, Münster 2020.

²⁰ Bemerkungen zur Schwalbacher Fassung der Seelisberger Thesen. In: *Freiburger Rundbrief II (1949/50)*, Nr. 8/9, S. 11 f., hier S. 11.

²¹ Ebd.

²² Thesen christlicher Lehrverkündigung im Hinblick auf umlaufende Irrtümer über das Gottesvolk des Alten Bundes. In: *Freiburger Rundbrief II (1949/50)*, Nr. 8/9, S. 9–11, hier S. 9.

²³ Zu ihm vgl. Philipp Kratz: *Eine Stadt und die Schuld. Wiesbaden und die NS-Vergangenheit seit 1945.* Göttingen 2019, S. 123–128.

²⁴ Vgl. Thiemes Brief an Knudsen, 18. August 1950. Abschrift im DCV, 221.91.025, Fasz. 03.

²⁵ Vgl. das Telegramm der Freiburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit an Knudsen, 19. August 1950. DCV, 221.91.025, Fasz. 03.

wort, dass sich das Mitteilungsblatt eben an „alle Kreise und Schichten des Volkes“ und nicht nur an einzelne „Gruppen und Grüppchen von Theologen, Erziehern und anderen Intellektuellen“ wende.²⁶ Erst nach weiteren Protesten wurde der Versand des Heftes vorübergehend eingestellt, um das Interview durch einen anderen Artikel zu ersetzen.²⁷

Einige Monate später sorgte ein Flugblatt des DKR für erneute Irritationen. Es enthielt Programmvorschläge für eine „Woche der Brüderlichkeit“ nach amerikanischem Vorbild, die im Februar 1951 zunächst auf lokaler Ebene und ab 1952 dann bundesweit stattfinden sollte. Freilich erweckten einige der Vorschläge aus Sicht der Freiburger GCJZ den Eindruck,

als ob die Teilnahme an unseren Bemühungen eine Bejahung der militärischen Aufrüstung und der bestehenden Wirtschaftsstruktur der westlichen Welt voraussetze. Man kann zu diesen Fragen aus Gründen der Vernunft und des Gewissens durchaus verschiedener Meinung sein [...]. Daher ist das Flugblatt für uns unbrauchbar, ja es würde unsere Arbeit, die eine religiös vertiefte Einstellung von Mensch zu Mensch und durch eine solche tiefe weltanschaulich fundierte Änderung der Gesinnung die Schaffung und Erhaltung einer friedlichen Welt zum Ziele hat, aufs schwerste gefährden. Wir bitten also dringend darum, dass die weitere Verbreitung dieses Flugblattes sofort eingestellt wird.²⁸

Thieme vertrat dieselbe Auffassung und schrieb daher an Luckner: „Ihre Missbilligung des Heranziehens von Militärpropaganda ausgerechnet in einer Weltbrüderlichkeitswoche kann ich [...] nur teilen; ich bin außerordentlich gespannt darauf, wie man in Bad Nauheim auf den Freiburger Protest in dieser Sache reagieren wird“.²⁹ Bei den anderen Mitarbeitern des DKR löste das Schreiben der Freiburger GCJZ dagegen erst einmal Befremden aus. Der Brief schien zugleich ein internes Dossier zu bestätigen, das Luckner „große Nähe und Sympa-

²⁶ Knudsen an alle Geschäftsführer der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, 19. August 1950. DCV, 221.91.025, Fasz. 03.

²⁷ Vgl. Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 10), S. 129.

²⁸ Vorstand der Freiburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit an den Deutschen Koordinierungsrat, 5. Januar 1951. DCV, 183+533, Fasz. 05.

²⁹ Thieme an Luckner, 4. Januar 1951. DCV, 183+533, Fasz. 05.

thie zu Kommunisten unterstellt[e]“,³⁰ weil sie sich für die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes eingesetzt und gegen deren Einordnung als kommunistische Organisation ausgesprochen hatte. Es gab sogar Empfehlungen, Luckner deswegen aus dem Vorstand der Freiburger GCJZ zu drängen. Auf jeden Fall wurde ihre wiederholte Kritik an den Veröffentlichungen des DKR als lästig empfunden.

Kritik an der „Woche der Brüderlichkeit“

Allerdings störten sich auch andere Personen aus Luckners Umfeld an der Einführung der WdB. Schmidthüs publizierte im *Freiburger Rundbrief* sogar eine öffentliche Stellungnahme, in der er sich im Namen des gesamten Herausgeberkreises von jeder politischen Instrumentalisierung des christlich-jüdischen Dialogs distanzierte:

Schon das 1951 [...] zur Brüderlichkeitswoche herausgegebene Werbematerial hatte eine eindeutig politische, antibolschewistische Tendenz; ja wir fanden darin die ‚Woche der Brüderlichkeit‘ geradezu als Propagandawaffe im Korea-Krieg ausgespielt. Dasselbe wiederholte sich 1952. Es scheint uns, daß damit nach uns allen noch zu bekannten Methoden versucht wird, ‚Gemeinschaft durch Feindschaft‘ gegen einen ‚Allerweltsfeind‘ wachzurufen. [...] Wir hoffen, außerhalb der Gefahr zu stehen, daß unsere Distanzierung von solchen [...] Tendenzen uns etwa verdächtigen wird, mit dem Kommunismus zu sympathisieren. Aber man wird nach den in Deutschland mit dem ‚Antibolschewismus als Weltanschauung‘ gemachten Erfahrungen verstehen, daß uns [...] jede Vermengung unserer religiös bestimmten Freundschaftsarbeit mit einem antibolschewistisch motivierten Gemeinschaftskult (der sich sogar schon in ‚brotherhood songs‘ betätigt) unerträglich ist.³¹

Dieser öffentlichen Distanzierung waren monatelange Diskussionen über Sinn und Zweck der WdB vorausgegangen. Schon im März 1951 hatte Schmidthüs vor einer Annäherung

³⁰ Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 10), S. 169.

³¹ Karlheinz Schmidthüs: Aus unserer Arbeit. In: Freiburger Rundbrief IV (1951/52), Nr. 16, S. 26f., hier S. 27.

des DKR an die amerikanische Brotherhood-Bewegung gewarnt, da diese ganz andere Ziele verfolge: Ein Einfluss von World Brotherhood auf die Arbeit der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit würde deshalb „verheerende Wirkungen haben.“³² Auch Luckner befürchtete eine „Spaltung innerhalb der Gesellschaften“, wenn die Versöhnung zwischen Christen und Juden nicht mehr im Vordergrund stehe.³³ Dass bei den Veranstaltungen zur WdB – „ungeachtet all dessen, was dabei an Gutem und Wertvollem geäußert“ werde³⁴ – zahlreiche andere Themen behandelt wurden, aber das Verhältnis zum Judentum kaum zur Sprache kam, erfüllte Luckner und ihren Kreis daher mit großer Sorge. Das bunte, teilweise recht beliebig wirkende Programm bestätigte nur ihre Vorbehalte gegenüber der Brotherhood-Bewegung. Eine Beteiligung an der WdB kam deshalb nicht in Frage. Vielmehr müsse den „Verwässerungsversuche[n]“ der christlich-jüdischen „Freundschaftsarbeit“ entschieden entgegengetreten werden, wie Schmidthüs schrieb.³⁵

Thieme ärgerte sich zudem darüber, dass bei der ersten WdB 1951 in München ausgerechnet der katholische Dogmatiker Michael Schmaus eine der Festreden hielt,³⁶ also ein Theologe zu Wort kam, der den Aufstieg der Nationalsozialisten 1933 euphorisch begrüßt hatte.³⁷ Gegen diese Schlussstrichmentalität und den Versuch, die NS-Vergangenheit zu verdrängen, nahm der *Freiburger Rundbrief* in dieser Zeit immer wieder Stellung. Auch deswegen lehnten seine Herausgeber eine Beteiligung an der bundesweiten WdB strikt ab.

³² Schmidthüs an Zietlow, 27. März 1951. DCV, 183+533, Fasz. 02.

³³ Luckner an Bader, 6. Oktober 1951. DCV, 183+533, Fasz. 05. Thieme war derselben Meinung, vermied es aber, als Mitarbeiter des DKR „die Amerikaner mit ihren World-Brotherhood-Tendenzen direkt zu apostrophieren“, wie er vertraulich an Luckner schrieb: „Ich bin überzeugt, dass unter den jetzigen Umständen [...] der Anschluss an die World Brotherhood [...] den sofortigen Zusammenbruch der Gesellschaften in ihrer bisherigen Form nach sich zöge.“ Thieme an Luckner, 10. Januar 1951. DCV, 221.91.025, Fasz. 03 (früher 04).

³⁴ Schmidthüs: Aus unserer Arbeit (wie Anm. 31), S. 27.

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl. den Brief Thiemes an Luckner, 8. März 1951. DCV, 221.91.025, Fasz. 03 (früher 04).

³⁷ Vgl. Foscaphoth: Im Schatten der Vergangenheit (wie Anm. 10), S. 144; Kurt Flasch: Katholische Wegbereiter des Nationalsozialismus. Michael Schmaus, Joseph Lortz, Josef Pieper. Essay. Frankfurt am Main 2021, insbesondere S. 67–85.

Unter Verdacht

Dass sich Luckner, Schmidhüs und Thieme so deutlich von der WdB distanzieren, hatte allerdings auch noch einen anderen Grund. Als gläubige Katholiken wollten sie sich nämlich nicht dem Vorwurf des religiösen Indifferentismus aussetzen, der damals von kirchlicher Seite gegenüber christlich-jüdischen Gesprächskreisen erhoben wurde. 1950 hatte der Vatikan beispielsweise in einem Monitum die Mitgliedschaft im International Council for Christians and Jews verboten.³⁸

Thieme reiste sogar persönlich nach Rom, um ein mögliches Verbot des *Freiburger Rundbriefs* und der deutschen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit erfolgreich abzuwenden.³⁹ Dennoch war Vorsicht geboten, weshalb Thieme die Gesellschaften vor unüberlegten Schritten warnte: „Ich bitte [...], größte Vorsicht walten zu lassen, damit der von uns zu zerstreute Verdacht der Indifferenz nicht neue Nahrung erhält.“⁴⁰

Doch genau diese Gefahr schien durch die Einführung der WdB gegeben. Unter dem Einfluss der amerikanischen Brotherhood-Bewegung mit ihrer verschwommenen Definition von „Brüderlichkeit“ und ihrer indifferenten Haltung in religiösen Fragen wurde das Spezifische des christlich-jüdischen Ver-

2 Programm der „Woche der Brüderlichkeit“, die 1952 in Düsseldorf stattfand



³⁸ Zu diesem Monitum und den deutschen Reaktionen vgl. Füllenbach: „Freunde des alten und des neuen Gottesvolkes“ (wie Anm. 7), S. 247–249.

³⁹ Vgl. Thiemes Bericht über Besprechungen mit römischen Kirchenbehörden über die christlich-jüdische Zusammenarbeit vom 20. April 1951. DCV, 183+533, Fasz. 05. Zu diesem Besuch Thiemes in Rom vgl. auch Thomas Brechenmacher: *Der Vatikan und die Juden. Geschichte einer unheiligen Beziehung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München 2005, S. 230.

⁴⁰ Thieme an die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und den Deutschen Koordinierungsrat, 8. Januar 1951. DCV, 221.91.025, Fasz. 03 (früher 04).

hältnisses völlig außer Acht gelassen, was Thieme als Mitarbeiter des DKR in einen Loyalitätskonflikt mit seinem Arbeitgeber brachte. Diese inhaltlichen Differenzen und seine Nähe zu Luckner, die von seinen Vorgesetzten zunehmend mit Argwohn betrachtet wurde, führten zu zahlreichen internen Querelen, sodass Thieme im Juli 1951 aus dem DKR ausschied.⁴¹

Einige Monate später zeigte sich, dass Thieme mit seinen Warnungen keineswegs übertrieben hatte. Nachdem die Düsseldorf-GCJZ im Januar 1952 um eine Kanzelverkündigung „mit einem persönlichen Gedanken und Wort“ zur bevorstehenden WdB gebeten hatte,⁴² ließ Kardinal Frings am 2. Februar alle deutschen Bischöfe wissen, dass aufgrund des römischen Monitums von 1950 eine aktive kirchliche Beteiligung an ihr nicht möglich sei. Einige Tage später schränkte Frings auf Intervention des DKR sein Verbot dahingehend wieder ein, dass von den verantwortlichen Stellen aufmerksam darauf geachtet werden müsse, dass jede Form von Indifferentismus und Synkretismus vermieden werde. Deswegen legten sich beispielsweise die bayerischen Bischöfe „um der Reinerhaltung des Glaubens und der Gefahr eines sich ergebenden Indifferentismus willen“ gegenüber christlich-jüdischen Veranstaltungen eine gewisse „Zurückhaltung“ auf, ohne sie grundsätzlich zu verbieten.⁴³

Thieme und die anderen Herausgeber des *Freiburger Rundbriefs* sahen ihre erfolgreiche Arbeit durch diese bischöflichen Maßnahmen bedroht, fühlten sich aber zugleich in ihrer Kritik an der jährlichen „Brüderlichkeitswoche“ und in ihrer Einschätzung der Brotherhood-Bewegung bestätigt.⁴⁴ Luckner brachte diese ambivalente Haltung einige Jahre später auf den Punkt, als sie die Sorge beschrieb, „dass unser christlich-jüdisches Anliegen durch Missgriffe der christlich-jüdischen Ge-

⁴¹ Vgl. Gertrud Luckner: Aus unserer Arbeit. In: *Freiburger Rundbrief* III/IV (1951/52), Nr. 12–15, S. 55 f., hier S. 55.

⁴² Schreiben der Düsseldorfer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit an Kardinal Frings, 10. Januar 1952. Historisches Archiv des Erzbistums Köln, Generalia II 8.4, 2a. Vgl. die weitere Korrespondenz ebendort.

⁴³ Vgl. das Protokoll der Konferenz des bayerischen Episkopats vom 14. März 1952. In: Heinz Hürten (Bearb.): *Akten Kardinal Michael von Faulhabers*, Bd. 3: 1945–1952 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen. Bd. 48). Paderborn u. a. 2002, S. 650–657, hier S. 654.

⁴⁴ Luckner an Thieme, 8. Februar 1952. DCV, 221.91.025, Fasz. 03 (früher 04).

sellschaften und ihrer Dachorganisation in ein schiefes Licht gerät.“⁴⁵

Unüberwindbare Gegensätze

Ihre Ablehnung gab Luckner auch nicht auf, als Bundespräsident Theodor Heuss 1952 die Schirmherrschaft der bundesweiten WdB übernahm und sich in einer Rundfunkansprache an die Öffentlichkeit wandte.⁴⁶ Selbst die Bemühungen einzelner Gesellschaften, dem christlich-jüdischen Verhältnis in ihrem Programm zur WdB etwas mehr Gewicht zu geben, konnten sie nicht umstimmen: „Wir freuen uns, daß in Berlin die Woche der Brüderlichkeit etwas anders verlaufen ist, wenngleich sie immer noch im verkehrten Rahmen stand.“⁴⁷ Vielmehr sah sie ihre Befürchtungen immer wieder bestätigt. Nach dem Besuch einer von der World Brotherhood organisierten Konferenz in Wiesbaden erklärte Luckner beispielsweise: „Von christlich-jüdischer Arbeit war überhaupt nicht mehr die Rede. Die in unserem Rundbrief [...] geschilderten Tendenzen traten in aller Stärke unverhohlen hervor.“⁴⁸

Der Konflikt mit dem DKR schwelte in den folgenden Jahren weiter.⁴⁹ Im Dezember 1957 löste sich die Freiburger GCJZ schließlich auf, um wieder „als nicht rechtlicher Verein in Form einer christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft“ arbei-

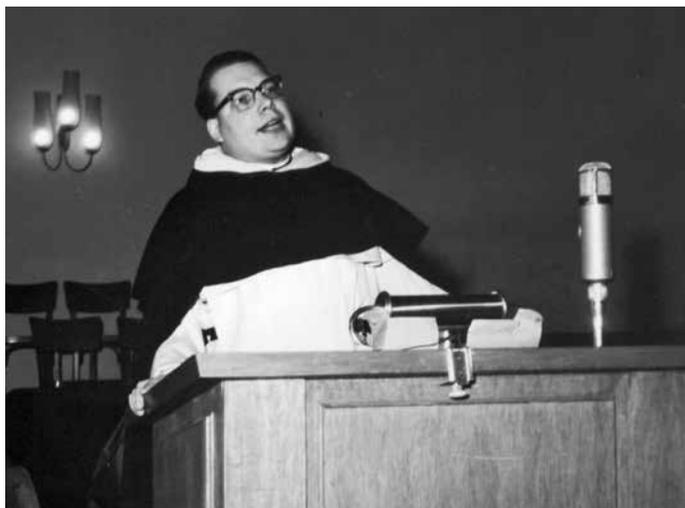
⁴⁵ Luckner an Msgr. Jandl, 10. Juni 1955. DCV, 183+533, Fasz. 04.

⁴⁶ Zu seiner vielbeachteten Rede vgl. Ulrich Baumgärtner: Reden nach Hitler. Theodor Heuss – die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. (Wissenschaftliche Reihe der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus. Bd. 4) Stuttgart 2001, S. 209–232; Karl-Josef Kuschel: Theodor Heuss, die Schoah, das Judentum, Israel. Ein Versuch. Tübingen 2013, S. 277–290.

⁴⁷ Luckner an Ehrlich, 12. Mai 1952. DCV, 221.91.025, Fasz. 08. Zur ersten Berliner „Woche der Brüderlichkeit“, die nicht im März 1952, sondern erst zwei Monate später stattfand, vgl. Ulrich Werner Grimm: Die Berliner Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit. Geschichte(n) im Spiegel ihrer Quellen. In: Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit in Berlin e. V. (Hg.): 50 Jahre im Gespräch. Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit in Berlin e. V. Eine Festschrift. Berlin 1999, S. 44–173, hier S. 93–101.

⁴⁸ Luckner an Rabbiner Geis, 13. Oktober 1952. DCV, 221.91.025, Fasz. 13.

⁴⁹ Vgl. etwa Luckners Brief an Felten, 17. März 1955. DCV, 221.91.025, Fasz. 11: „Eine gewisse Gefahr besteht in einer Tendenz zur Verschwommenheit, die sich [...] vielfach in der sogenannten Woche für Brüderlichkeit bemerkbar macht. Die Freiburger Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit beteiligt sich deshalb [...] nicht an dieser Woche.“



3 Pater Willehad Paul Eckert bei der „Woche der Brüderlichkeit“ 1958 in Düsseldorf

ten zu können.⁵⁰ Obwohl im DKR der Eindruck vorherrsche, dass sich „die Freiburger [...] zu stark in theologischen Bahnen“ bewegen würden,⁵¹ sollte aber weiterhin Kontakt zu ihm und den Gesellschaften gehalten werden.

Das Verhältnis zum DKR entspannte sich erst, als der Dominikaner Willehad Paul Eckert 1965 zu dessen katholischem Vorsitzenden gewählt wurde. Eckert gehörte zu den regelmäßigen Autoren im *Freiburger Rundbrief* und war nach Thiemes Tod im Juli 1963 zu einem wichtigen theologischen Berater Luckners geworden. Gemeinsam mit Rabbiner Nathan Peter Levinson und dem evangelischen Pfarrer Martin Stöhr sollte Eckert die Arbeit des DKR in den folgenden Jahren maßgeblich prägen.

Dazu gehörte auch eine Neuausrichtung der WdB mit einem Jahresthema, um ihrer „Wahrnehmung [...] als eines isolierten Datums“ und „als einer Honoratiorenpflichtübung“ entgegenzutreten.⁵² Ziel der Veranstaltungen müsse es vielmehr sein, der „Unkenntnis in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft

⁵⁰ Luckner an den Deutschen Koordinierungsrat, 31. Januar 1958. DCV, 183+533, Fasz. 04.

⁵¹ Protokoll der Vorstandssitzung der Freiburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, 12. Dezember 1957. DCV, 183+533, Fasz. 04.

⁵² Martin Stöhr: Martin Bubers und Franz Rosenzweigs Wege weiter gehen. Zur Entstehung und Aufgabe der Buber-Rosenzweig-Medaille. In: Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch (Hg.): „Denk an die Tage der Vergangenheit – Lerne aus den Jahren der Geschichte“. 40 Jahre Buber-Rosenzweig-Medaille. (Forum Christen und Juden. Bd. 7) Berlin, Münster 2009, S. 7–13, hier S. 7.

über Kultur, Geschichte und Religion des jüdischen Volkes in der Diaspora und im neuen Staat Israel“ zu begegnen.⁵³ Zudem wird seit 1968 die Buber-Rosenzweig-Medaille verliehen.

Mit dieser Neuausrichtung der WdB wurden einige Kritikpunkte von Luckner und ihrem Kreis umgesetzt. Dennoch sollte es noch einige Jahre dauern, bis sich die Wogen endgültig glätteten. So wurde die Freiburger GCJZ nach ihrer Auflösung 1957 erst 1979 neugegründet.

Späte Ehrung

Auch eine Würdigung Luckners durch den DKR erfolgte sehr spät: Anlässlich ihres 80. Geburtstages wurde Gertrud Luckner wegen ihrer Hilfstätigkeit für Verfolgte in der NS-Zeit und ihrer Verdienste für den christlich-jüdischen Dialog mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgezeichnet. Die Preisverleihung fand am 19. Oktober 1980 im Freiburger Rathaus statt⁵⁴ und erfolgte bewusst nicht im Rahmen einer „Woche der Brüderlichkeit“. Die Laudatio hielt der Judaist und Historiker Ernst Ludwig Ehrlich.⁵⁵

Bei der Preisverleihung wurde nicht thematisiert, dass Luckner und ihr Freiburger Kreis in einem jahrelangen Konflikt mit dem DKR gestanden hatten. In diesem Konflikt war es um die Einführung der „Woche der Brüderlichkeit“ und ihrer inhaltlichen Ausrichtung, aber auch um die generelle Bedeutung des christlich-jüdischen Dialogs in Deutschland gegangen. Mit ihrer Neuausrichtung in den 1960er Jahren, die einige Kritikpunkte Luckners und ihres Kreises aufgriff, erfuhr die „Woche der Brüderlichkeit“ eine wichtige „Schärfung ihres Profils“,⁵⁶ die wesentlich zu der eingangs betonten „Erfolgsgeschichte“ beigetragen hat.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 Privatarchiv P. Elias
H. Füllenbach OP
Abb. 2–3 © Archiv der
Gesellschaft für Christlich-
jüdische Zusammenarbeit
Düsseldorf

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Vgl. die Unterlagen in DCV, 093.2 N 15.

⁵⁵ Vgl. Ernst Ludwig Ehrlich: Laudatio. In: Freiburger Rundbrief XXXII (1980), S. 29–31. Leider fehlt die Laudatio Ehrlichs in der Dokumentation von Münz, Sirsch (Hg.): „Denk an die Tage der Vergangenheit – Lerne aus den Jahren der Geschichte“ (wie Anm. 52).

⁵⁶ Hans Hermann Henrix: Kirche und Woche der Brüderlichkeit aus katholischer Sicht. In: Münz, Sirsch (Hg.): „... damit es anders anfängt zwischen uns allen.“ (wie Anm. 1), S. 61–73, hier S. 67.

Karma Ben Johanan

Ölbäume, Brüder und Bindestriche. Die Entwicklung christlich-jüdischer Beziehungen im Spiegel ihrer Metaphern

Dieser Text beruht auf meiner Antrittsvorlesung, die ich 2021 an der Humboldt-Universität zu Berlin gehalten habe. Er widmet sich den Metaphern, die die jüdisch-christlichen Beziehungen bis heute prägen. An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass diese Bilder nicht auf alle Erfahrungen zwischen Christen und Juden gleichermaßen übertragbar sind. Vielmehr sind die Begegnungen von Juden und Christen so vielfältig, dass sie sich mitunter vehement gegen jene Verallgemeinerungen sperren, die ich im Folgenden aufzeigen möchte.

1. Neue Bilder der Vergangenheit

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg finden sich in öffentlichen christlichen Verlautbarungen und theologischen Werken eine Vielzahl neuer Sprachbilder für jüdisch-christliche Beziehungen. Diese Bilder versuchen, den Horizont der jüdisch-christlichen Versöhnung in die christliche Tradition zu integrieren. Das Ölbaum-Gleichnis des Paulus war – und ist – dabei besonders prominent. So beginnt der bahnbrechende Rheinische Synodalbeschluss *Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden* von 1980 mit dem Paulus-Zitat: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“ (Röm 11,18b).¹

Ein weiteres vorherrschendes Bild ist das der Brüderlichkeit. Die „Woche der Brüderlichkeit“, der dieses Heft gewidmet ist, ist ein hervorragendes Beispiel für die weit verbreitete Verwendung der Brüder-Metapher im Rahmen des Versuchs einer jüdisch-christlichen Versöhnung. In diesem Sinne wurde die Metapher der „Brüderlichkeit“ auch 1986 von Johannes

¹ Vgl. den Rheinischen Synodalbeschluss „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ vom 11. Januar 1980. Online: <https://www.ag-juden-christen.de/synodalbeschluss-zur-erneuerung-des-verhaeltnisses-von-christen-und-juden/> (zuletzt aufgerufen am: 03.11.2021).

Paul II. in seiner berühmten Rede in der Großen Synagoge von Rom verwendet: „Ihr seid unsere geliebten Brüder, und in gewisser Weise könnte man sagen, dass ihr unsere älteren Brüder seid“.²

Gleichzeitig fanden diese neuen Umschreibungen für die jüdisch-christlichen Beziehungen aus dem theologischen Diskurs ihren Weg in den politischen, wobei die „jüdisch-christliche Tradition“³ zu einem ethischen Paradigma für den sich erneuernden Westen wurde.

Wurzeln, ältere Brüder, eine gemeinsame, sogar mit Bindestrich versehene Tradition – diese drei populären Begriffe sind an die Stelle einer seit langem etablierten Sammlung antijüdischer Bilder getreten, die sich um weitere Beispiele wie Ahasver, die verblendete Synagoga, die sogenannte „Judensau“ und andere ergänzen ließen. Die Verankerung dieser neuen Bilder und Metaphern in das christliche Bewusstsein war in den Augen von Theologen, Bibelwissenschaftlern und Historikern eine äußerst wichtige Bildungsaufgabe, weshalb sich solche Versuche einer christlich-jüdischen Annäherung in zahlreichen ihrer Werke finden lassen.

Die neuen Projektionen sollten nicht allein für eine versöhnliche Gegenwart stehen, sondern auch eine andere Palette von Erinnerungen hervorrufen. Die jüdisch-christlichen Metaphern dienen gewissermaßen dazu, die Vergangenheit zu erlösen und das gefährliche Potenzial zu neutralisieren, das „schlechte“ Erinnerungen in der Gegenwart entfalten könnten. So wie die Erinnerung an Juden als Christusmörder immer wieder Gewalt erzeugte, kann die positive Vergewärtigung dessen, dass das Judentum die Wurzel der eigenen Religion darstellt, Respekt erzeugen.

Diejenigen, die mit dem jüdisch-christlichen Dialog vertraut sind, wissen, wie beispiellos, neuartig und zerbrechlich die gegenwärtigen jüdisch-christlichen Beziehungen sind. Da wir es hier jedoch mit religiösen Traditionen, das heißt mit Er-

² Treffen mit der Jüdischen Gemeinde in der Synagoge von Rom, Ansprache von Johannes Paul II., 13. April 1986. Online: https://www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/speeches/1986/april/documents/hf_jp-ii_spe_19860413_synagoga-roma.html (zuletzt aufgerufen am: 03. 11. 2021).

³ Für den US-amerikanischen Kontext vgl. K. Healan Gaston: *Imagining Judeo-Christian America. Religion, Secularism, and the Redefinition of Democracy*. Chicago 2019. Für den europäischen Kontext vgl. Emmanuel Nathan, Anya Topolski (Hg.): *Is There a Judeo-Christian Tradition? A European Perspective*. (Perspectives on Jewish Texts and Contexts. Bd. 4) Berlin 2017.

innerung zu tun haben, wäre es nicht ratsam, die gegenwärtige jüdisch-christliche Verbrüderung als etwas völlig Neues darzustellen. Nicht anders als im alten Rom ist eine Art Altersbeweis unerlässlich, um einen religiösen Anspruch überzeugend zu markieren. Die jüdisch-christliche „Brüderlichkeit“ muss daher als eine bestehende, fortdauernde Verantwortung in Erinnerung gerufen werden, die uns durch unsere eigenen Traditionen auferlegt wird.

Mithilfe einer erneuten Quellenlektüre und indem Momente der Brüderlichkeit, der Nähe und der Kontinuität herausgearbeitet werden, soll „der nichteingeschlagene Weg“ in der Geschichte der Beziehungen zwischen Juden und Christen wiedergefunden und die einzelnen Facetten dieser Tradition freigelegt werden; sie waren immer vorhanden, wurden aber häufig von gegenseitiger Feindseligkeit, symbolischer Gewalt sowie faktischer physischer Gewalt von Christen gegen Juden überschattet.⁴

2. Judentum und Christentum als Ausdruck einer Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Dessen ungeachtet besitzen diese neuen Bilder der Vergangenheit im christlichen Bewusstsein noch eine weitere Funktion. Die Wurzel, die die Zweige trägt und am Leben hält; die Versöhnung zwischen dem älteren und dem jüngeren Bruder; die fortdauernde Verbindung zwischen dem Vorher und dem Nachher des jüdisch-christlichen Bindestrichs, der das Fortbestehen der alttestamentlichen Werte in der zeitgenössischen Kultur verkörpert – all diese Konzepte bringen nicht nur eine vergessene Vergangenheit jüdisch-christlicher Nähe ans Licht; sie erzeugen den Eindruck eines glatten, unzerstörbaren Bandes zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen dem Alten und dem Neuen.

Diese Funktion der neuen jüdisch-christlichen Bilder korrespondiert mit der christlichen Unterscheidung zwischen einer jüdischen Vergangenheit und einer christlichen Gegenwart. Statt das Christentum als allmähliche Überwindung der jüdischen Vergangenheit darzustellen – wie es in der antijüdischen Literatur durch die Jahrhunderte hindurch der Fall war –, zei-

⁴ Adam H. Becker, Annette Yoshiko Reed (Hg.): *The Ways That Never Parted: Jews and Christians in Late Antiquity and the Early Middle Ages.* (Texts and Studies in Ancient Judaism. Bd. 95) Tübingen 2003.

gen die neuen Metaphern eine Offenheit der Gegenwart gegenüber der Vergangenheit, eine Akzeptanz der Vergangenheit in der Gegenwart.

In Deutschland umfasst die Aufrechterhaltung der Verbindung mit der Vergangenheit – repräsentiert durch die Juden –, die Beschäftigung/Anerkennung sowohl mit dem Alten Testament als auch mit dem Holocaust, die Christen vor die überwältigende Forderung stellen, mit der Vergangenheit zu leben, ohne die Illusion, sie überwinden zu können. In hohem Maße sind die jüdisch-christlichen Beziehungen in Deutschland mehr als eine Übung im Überwinden, im Vorwärtskommen, sie sind eine Übung im geduldigen Verweilen im Raum der Relikte beziehungsweise Reliquien.

3. Schwierigkeiten. Das Überwinden der Substitutionstheologie

Die neue Konzeption einer „unwiderruflichen“ Verbindung zwischen Judentum und Christentum und damit zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart bringt zwei erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Die erste liegt in dem Platz, der der Erinnerung an die Tempelzerstörung in dieser neuen Form des Gedenkens eingeräumt und im Hebräischen als *secher la'churban* bezeichnet wird.

Ideen von Kontinuität und Verbundenheit werden säuberlich losgelöst von solchen von Bruch und Feindseligkeit. So wird, um erneut Römer 11 zu zitieren, das Postulat im zweiten Halbvers – „Geliebte um der Väter willen“ – eifrig getrennt von jenem im ersten Halbvers – „nach dem Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen“ (Röm 11,28) –, das damit ersetzt werden soll. Ebenso ersetzt „die Wurzel, die dich trägt“ die abgebrochenen Zweige, die vom paulinischen Baum abgeschnitten wurden und noch auf ihre Wiedereingliederung warten (vgl. Röm 11,17–24). Liebe tritt an die Stelle von Hass, Eingliederung an die Stelle von Ausgrenzung, Barmherzigkeit an die Stelle von Härte. Wo aber bleiben die Überreste der abgebrochenen Zweige, des Hasses, der Ausgrenzung und der Härte? Bei jüdischen Hochzeiten wird ein Glas zur Erinnerung an die Zerstörung des Tempels zerbrochen. Welches Glas können wir zerbrechen, wenn wir die neue christlich-jüdische Bindung feiern?

4. Schwierigkeiten. Reziprozität

Die andere Schwierigkeit besteht darin, dass der gordische Knoten zwischen den Juden und der Vergangenheit all diese neuen Bilder für eine nicht zu vernachlässigende Anzahl von ihnen zumindest teilweise unbefriedigend erscheinen lässt. Es stimmt, Paulus ist nicht der Christ, für den wir ihn hielten. Tatsächlich ist er, wie uns die Bibelwissenschaften in den letzten Jahrzehnten überzeugend gezeigt haben, viel jüdischer, als er über die Jahrhunderte hinweg schien. Doch trotz seines eigenen Jüdischseins muss Paulus erst wieder in den Baum der jüdischen Tradition verpflanzt werden. Dies geschieht bereits an den Fakultäten für Judaistik, die die unendlichen Möglichkeiten erkunden, die sich für die Wissenschaft ergeben, sobald die Paulusbriefe als jüdische Texte gelesen werden. Aber in Bezug auf das jüdische Gedächtnis und die Liturgie bleibt das Gleichnis des Paulus eine streng christliche Metapher. Vor dem Ölbaum des Paulus können sich Juden nur auf die Rolle von Zeugen zurückziehen – Zeugen des Wandels in der christlichen Auslegung ihrer eigenen Schriften. Dies ist keineswegs eine kleine Rolle. Doch sie beruht nicht auf Gegenseitigkeit.

Die alttestamentliche Bildsprache ist allerdings auch nicht unbedingt der „Heilsbringer“, wie sich am Beispiel der „Brüderlichkeit“-Metapher zeigt oder, wie sie Johannes Paul II. auf Italienisch formulierte, der „Fratelli Maggiori“. Wenn der Papst nicht hinsah, lauerte hinter seinem Rücken der typologische Wettbewerb um die Identität des jüngeren Bruders, der die jüdisch-christliche Polemik durch die Jahrhunderte hindurch angetrieben hatte. Beispielhaft mag hierfür die faszinierende Darstellung der Rede von Johannes Paul II. durch den renommierten italienischen jüdischen Historiker Carlo Ginzburg dienen:

Ich weiß nicht, ob damals jemand gemerkt hat (ich denke schon), daß die Worte „ältere Brüder“ an eine Stelle aus dem Brief des Paulus an die Römer (9,12) erinnern. [...] Der Papst suchte nach einer Definition, und aus der Tiefe seines Gedächtnisses kam eine zum Vorschein: die traditionelle. In dem Augenblick, als er die Seite umblättern wollte, verfiel er sich wieder in den alten Texten. [...] Daß diese Tradition in den Worten von jemandem, der wie Papst Wojtyla in diesem Augenblick mit ihr brechen

wollte, ungewollt wieder zum Vorschein kommt, gibt dem Versprecher eine tragische Dimension.⁵

Die Bezeichnung von Juden als Brüder zieht also eine lange Geschichte des brüderlichen Kampfes um Erbe und Erbfolge nach sich. Von dieser turbulenten Vergangenheit kann die Metapher nicht befreit werden. Würden Juden also tatsächlich damit einverstanden sein, sich selbst mit dem älteren Bruder zu identifizieren?



1 Versöhnung von Jakob und Esau, Illustration aus der sog. Goldenen Pessach-Haggada, ca. 1320–1330

In den Worten des französisch-israelischen Intellektuellen und Rabbiners Yehudah Leon Ashkenazi: „Man sollte ohne einen Funken Ironie oder Humor sagen, dass die Juden als ‚ältere Brüder‘ der Christen verpflichtet sind, den Christen bei der Lösung ihres Identitätsproblems zu helfen.“⁶ Natürlich enthält Ashkenazis Auseinandersetzung mit Johannes Paul II. in der Tat mehr als nur ein Fünkchen Ironie und Humor. Doch Ashkenazi lehnt die Vorstellung des „Älteren“ vollkommen ab. Es ist eine Zurückweisung, der eine lange Geschichte des Misstrauens mit Blick auf die Möglichkeit einer ernsthaften Versöhnung

zwischen Jakob und Esau vorausgeht. In einem Midrasch aus Genesis Rabba wird über die Szene in Genesis 33, in der Esau Jakob küsst und beide weinen, über die Ähnlichkeit zwischen dem hebräischen Wort für „küssen“ (נשך/*naschaq*) und dem hebräischen Wort für „beißen“ (נשך/*naschach*) sinniert.⁷ Dort

⁵ Carlo Ginzburg: Ein Lapsus des Papstes Wojtyla. In: ders., Holzaugen. Über Nähe und Distanz, Berlin 1999, S. 261–268, hier: S. 262–268.

⁶ Yehudah Leon Ashkenazi: זהות מוסרית עברית. מדרש בסודה ההפכים. [Midrasch über das Geheimnis der Gegensätze. Eine hebräisch-moralische Identität]. Tel Aviv 2000, S. 149f. (Übs. d. Verf.).

⁷ Vgl. BerR 78,9 zu Gen 33,4 (Übs. August Wünsche: Der Midrasch Berekhit Rabba: das ist die Haggadische Auslegung der Genesis. Leipzig 1881, S. 382f.). Der Midrasch sucht nach einer Erklärung, warum das Wort וישקוה („und er küsste ihn“) oben mit Punkten versehen ist: „Warum ist denn

sagt Rabbi Jannai, dass Esau „gekommen war, [...] Jakob] zu beißen“. Dabei wurde Jakobs Hals zu Marmor. Und der Midrasch fährt fort, dass beide weinten, „der eine [...] weinte wegen seines Halses und der andere [...] wegen seiner Zähne“.⁸

Das trübe Los des „jüdisch-christlichen“ Bindestrichs zeugt von ähnlichen Schwierigkeiten. Dieser Bindestrich hat seine Ursprünge als antijüdisches Zeichen des protestantischen Christentums im 19. Jahrhundert, das sich von jüdischen und katholischen Überresten befreien wollte. Der Bindestrich diente dabei als Mittel, jede Form des Christentums als negativ und falsch zu bewerten, das sich nicht von jüdischen Attributen befreien konnte.⁹ In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden die negativen Konnotationen des Attributs „jüdisch-christlich“ beseitigt; der Begriff stand seither für Pluralität, Liberalismus und Inklusivität. Er spielte in Deutschland und in den USA sogar eine Rolle in der Politik während des Kalten Krieges.

Im gegenwärtigen Jahrhundert erleben wir jedoch eine ungerechtfertigte neue Verwandlung des Bindestrichs, der erneut zu einem Carl Schmitt'schen Bedeutungsträger wurde: in einer Ideologie, die vor allem christlichen Rechtsextremisten und ihren jüdischen Verbündeten dient, die mit dem Christentum nur wenig und mit dem Judentum noch weniger zu tun hat und in der das „Jüdische“ gar keine jüdische Subjektivität mehr repräsentiert, sondern nur noch den Ausschluss des Islams aus der sogenannten westlichen Zivilisation. Vielleicht ist es ein integraler Bestandteil der jüdisch-christlichen Dynamik, dass Verbindungsstücke gleichzeitig auch als Trennungsfaktoren dienen. In der Tat zeigt sich das immer wieder in der tragischen Geschichte des jüdisch-christlich-muslimischen Dreiecks und in der Art und Weise, wie dieses ständig zwischen Freund und Feind neu aufgeteilt wurde.

Unsere drei Beispiele zeigen, dass es Juden oft schwerer fällt als Christen, sich mit den neuen Bildern der jüdisch-

aber, fragte R. Janai, das Wort punktirt? Um zu lernen, dass er nicht gekommen war, ihn zu küssen (לִנְשֹׁקוֹ), sondern ihn zu beißen (לִנְשָׁרוֹ); allein der Hals unsres Vaters Jacob ward in Marmor verwandelt und dadurch wurden die Zähne dieses Frevlers stumpf. Es heisst doch aber hier: sie weinten? Der eine (Jacob) weinte wegen seines Halses und der andere (Esau) weinte wegen seiner Zähne.“

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. Emmanuel Nathan, Anya Topolski: The Myth of a Judeo-Christian Tradition: Introducing a European Perspective. In: dies. (Hg.): Is there a Judeo-Christian Tradition? (wie Anm. 3), S. 1–14, darin bes. S. 8.

christlichen Wiederannäherung zu identifizieren. Selbst der Begriff des jüdisch-christlichen Dialogs scheint vom „Jüdischen“ zu sprechen und dasselbe zu bezeichnen, was „christlich“ bedeutet, nämlich eine Art religiösen Inhalt, der dem Selbstverständnis vieler Juden widerspricht. Viele Juden – vor allem wir Israelis, die wir uns oft als ganz neue Konfigurationen des Jüdischen, als „Start-up-Nation“ erleben – können sich in diesen christlichen Projektionen kaum wiedererkennen. Ironischerweise ist gerade dieses Gefühl der Entfremdung von unserem eigenen Spiegelbild als solche eine alte jüdische Erfahrung.

Doch wie viele Wissenschaftler gezeigt haben, ist es unmöglich und wahrscheinlich auch nicht wünschenswert, zu versuchen, Juden aus dem christlichen Selbstverständnis zu entwurzeln. Die dem Christentum eingeschriebene Existenz des Judentums hat durch die Jahrhunderte hindurch viel Leid verursacht, aber sie hat auch das jüdische Überleben ermöglicht – diese beiden Seiten der Medaille sind für das Verständnis der jüdischen Geschichte wesentlich.

5. Jüdische Überlegungen

Was ist also die Rolle von Juden im christlich-jüdischen Dialog? Und welches Bild könnte die gegenwärtigen jüdisch-christlichen Beziehungen aus jüdischer Sicht angemessen wiedergeben? Müssen Juden die gleichen Mittel, die Christen einsetzen, um die christliche Ambivalenz gegenüber dem Judentum aus der christlichen Tradition zu tilgen, auch einsetzen, um die jüdische Ambivalenz gegenüber dem Christentum aus der jüdischen Tradition zu tilgen? Oder sollte dies vielmehr ein einseitiger Prozess bleiben? Wird von den Juden erwartet, dass sie vollständig in den Baum der Versöhnung eingepropft werden? Und wer legt die Regeln fest? Der Weg, die Versöhnung zwischen Juden und Christen in die jüdische Sprache und Symbolik zu integrieren, muss noch gefunden werden, und es gibt viele offenen Fragen.

Beginnen wir also mit der Frage der Erinnerung. Wie erinnern sich Juden an das Christentum? Im Vergleich zur grundlegenden Verbindung des Christentums mit dem Judentum neigen wir zu der Annahme, dass sich Juden nur dann mit dem Christentum beschäftigten, wenn die historische und politische Realität sie dazu zwang – um sich vor dem Druck zu schützen, konvertieren zu müssen. Nach dieser Annahme war

das Christentum für Juden nur bedingt von Interesse, als eine äußere Kraft, gegen die sie sich verteidigen sollten. Die Implikationen dieser Annahme für das Zeitalter der Versöhnung sind, dass alles, was es braucht, um die jüdische Haltung gegenüber dem Christentum zu mildern, die Anerkennung ist, dass heutige Christen tatsächlich anders sind – sie sind Freunde und keine Verfolger.

Doch diese Annahme scheitert in mehrfacher Hinsicht. Erstens ist die Unterscheidung zwischen dem (internen) Theologischen und dem (externen) Politischen im Hinblick auf das jüdisch-christliche Verhältnis nicht gültig, weil sich für beide Religionen, zumindest seit der Christianisierung des Römischen Reiches, das Machtverhältnis auch auf die theologische Polemik auswirkte. Die siegreiche christliche und die vertriebene jüdische Bevölkerung waren nicht nur im christlichen Bewusstsein, sondern auch im jüdischen Bewusstsein miteinander verwoben. Die jüdische Beschäftigung mit dem Christentum war Teil des jüdischen Diskurses über die *Galut*, das Exil, über den theologischen Nachhall politischer Unterlegenheit und über die Hoffnung auf ein Anderes.

Zweitens entwickelte sich jüdische Toleranz gegenüber dem Christentum traditionell in direktem Verhältnis zu christlicher Aggressivität und nicht umgekehrt. Wie Jacob Katz in seinem Klassiker *Exklusivität und Toleranz*¹⁰ dargelegt hat, musste die jüdische Bevölkerung, je offensiver die christliche Mehrheit gegenüber der jüdischen Religionsausübung und der rabbinischen Literatur wurde, ihre Tradition apologetisch verteidigen und beweisen, dass sie in der Tat tolerant, aufgeklärt und rational ist, ganz und gar geeignet für christliche Empfindungen. Die öffentliche Polemik, die Juden aufgezwungen wurde, die Angriffe auf den Talmud, das wachsame Auge des christlichen Zensors – das waren die Faktoren, die die jüdische Bevölkerung veranlassten, eine positive Bewertung des Christentums zu entwickeln. Diese Entwicklung diente manchmal nur dazu, das christliche Misstrauen zu beschwichtigen, manchmal drang sie aber auch in das Herz der jüdischen Tradition ein und veränderte sie von innen heraus.

So standen positive jüdische Einstellungen zum Christentum in der Erinnerung in engem Zusammenhang mit jüdi-

¹⁰ Vgl. Jacob Katz: *Exclusiveness and Tolerance. Studies in Jewish-Genetile Relations in Medieval and Modern Times.* (Scripta Judaica. Bd. 3) New York 1961.

scher Verwundbarkeit und Abhängigkeit. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Äußerungen der Toleranz, der Partnerschaft und der Rücksichtnahme gegenüber dem Christentum in der jüdischen Tradition fast immer mit der Erfahrung der Abhängigkeit verbunden sind. „Wir müssen sehr vorsichtig sein, wenn wir die Nationen unserer Zeit respektieren, in deren Ländern und Staaten wir Schutz suchen [...]“, schrieb der Rabbiner Ezechiel Landau im 18. Jahrhundert: „Wir sitzen in ihrer Mitte und sie glauben an die Gebote der Religion, es ist einfach so, dass wir verpflichtet sind, die Christen zu respektieren und zu verherrlichen“¹¹. Oder, wie es der Frankfurter Rabbiner Samson Raphael Hirsch im 19. Jahrhundert in seinem Kommentar zu dem vorher erwähnten Kuss aus Genesis 33 ausdrückt:

Aber auch Esau legt nach und nach, und immer mehr und mehr das Schwerdt aus der Hand, giebt immer mehr und mehr der Humanität Raum, und zwar ist es gerade Jakob, an dem Esau zumeist Gelegenheit hat zu zeigen, daß, und wie das Prinzip der Humanität bei ihm zum Durchbruch zu kommen anfängt. Wenn der Starke das Recht des Starken achtet, so mag es Klugheit sein. Erst wenn der Starke, wie hier Esau, dem Jakob, dem Schwachen um den Hals fällt und das Schwerdt der Gewalt weithin von sich wirft, erst dann zeigt sich, daß Recht und Menschlichkeit in ihm zum Siege kommen.¹²

Verletzbarkeit, Schwäche und Abhängigkeit gehörten bekanntlich zu den Eigenschaften, die Juden vor allem nach dem Holocaust am liebsten hinter sich gelassen hätten. Die weltpolitischen Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere die Gründung des Staates Israel, haben ihnen dies weitgehend ermöglicht.

Wie beeinflusst dieser Wandel nun aber die jüdische Einstellung zum Christentum? Sind Juden, die jetzt nicht mehr automatisch inmitten der christlichen Bevölkerung sitzen, um es mit Ezechiel Landau zu sagen, immer noch verpflichtet, diese zu respektieren und zu verherrlichen? Oder muss Jakob, um es

¹¹ Ezechiel Landau: התנצלות [Apologie]. In: ders., ספר נודע ביהודה [Das Buch Noda Bejehuda]. Prag 1776, S. ii.

¹² Samson Raphael Hirsch: Der Pentateuch. Erster Teil: Die Genesis. Frankfurt am Main 1867, S. 477f.

mit Hirsch zu sagen, schwach bleiben, um Esaus Menschlichkeit zu wecken und die Rivalität der Vergangenheit zu überwinden? Mit anderen Worten: Kann die jüdische Tradition Quellen und Bilder bereitstellen, die das christlich-jüdische Verhältnis nähren, ohne eine jüdische Schwäche, Abhängigkeit und Opferrolle zu unterstellen?

Ein schönes Zitat von Gershom Scholem bringt in meinen Augen diese aktuellen Unstimmigkeiten zwischen jüdischem und christlichem Bewusstsein gut zum Ausdruck. Nach seiner Einwanderung nach Jerusalem dachte Scholem über die Risiken und das Potential einer „Israelisierung“ der Wissenschaft des Judentums nach (die er natürlich in seinem Koffer aus Berlin mitgebracht hatte):

Die große Chance ... liegt darin, dass das jüdische Volk nun versuchen kann, ohne nach links oder rechts zu schießen, eine Lösung seiner Probleme zu finden, die Frage der Konfrontation zwischen Juden und Nichtjuden zu stellen, eine historische Klärung all der Fragen anzugehen, die historisch und geistig zwischen Juden und Nichtjuden anstehen; darin, dass es möglich sein wird, diese Probleme zu klären, ohne darauf angewiesen zu sein, was andere dazu zu sagen haben, ohne Rücksicht auf äußere Ängste.¹³

Gerade als Christen begannen, nach Quellen in ihrer Tradition zu suchen, die ein Gefühl von mehr Affinität, Verbundenheit und Symbiose mit dem Judentum hervorrufen, hatten Juden angefangen, die Horizonte zu erkunden, die sich ihnen aufgrund ihrer neuen Distanz zu Christen auftaten. Darüber hinaus steht der christliche Impuls, sich mit Juden über die Zeit ihrer größten Schwäche zu versöhnen, im Widerspruch zu der Tatsache, dass das größte jüdische Projekt des 20. Jahrhunderts darin bestand, eben diese Schwäche zu beseitigen.

Und schließlich läuft das kulturpolitische Projekt des Westens, die europäische Zivilisation der Nachkriegszeit als „Bin-

¹³ Gershom Scholem: *פרקי מורשה ותחייה* [Noch ein Wort. Kapitel über Erbe und Auferstehung]. Tel Aviv 1989, S. 140 (Übs. d. Verf.). In der deutschen Ausgabe – Gershom Scholem: *Wissenschaft vom Judentum*. [Judaica. Bd. 6] Frankfurt am Main 1997 – gibt es ein ähnlich lautendes Zitat auf S. 41 f., die Übersetzung folgt allerdings der Fassung in Gershom Scholem: *פרקי מורשה ותחייה*. דברים בגו. [Ernste Worte. Kapitel über Erbe und Auferstehung]. Tel Aviv 1975, S. 385–403, dort S. 398.

destrich-Kultur“ auf der Grundlage „jüdisch-christlicher Werte“ wiederherzustellen, parallel mit dem kulturpolitischen Projekt des Judentums, einen jüdischen Staat zu errichten, der zumindest in seiner Selbstwahrnehmung im Wesentlichen und grundlegend nicht mit einem Bindestrich versehen ist.

Unsere Suche nach neuen Metaphern für die jüdisch-christlichen Beziehungen nach dem Holocaust ist also noch nicht zu einem Ende gekommen. Vielleicht hat sie gerade erst begonnen. So oder so schleichen sich auch in die besten Absichten schmerzhaft Rückstände ein. Nur ein offener Blick für Asymmetrien, für unterschiedliche historische Kontexte und für ein bedeutungsvolles und nachhaltiges Erinnern kann Juden und Christen helfen, nicht erneut über ihre uralten Stolpersteine zu fallen, und, was noch wichtiger ist, nach dem Fall wieder aufzustehen. „Denn siebenmal fällt der Gerechte und steht wieder auf“ (Sprüche 24,16; Einheitsübersetzung).

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © British Library,
Add MS 27210, http://www.bl.uk/manuscripts/FullDisplay.aspx?ref=Add_MS_27210

Felix Schölch

Schalom Ben-Chorins frühes Wirken im christlich-jüdischen Dialog

Angesprochen auf sein lebenslanges Engagement für den christlich-jüdischen Dialog berichtete Schalom Ben-Chorin (1913–1999) gerne vom Sommer 1940 in Palästina, als der Pfarrer der schottischen Kirche in Tiberias, Reverend George Sloan (1904–1947), Ben-Chorin in dessen Jerusalemer Wohnung besucht hatte und mit ihm in ein Glaubensgespräch getreten war. Für den Religionsphilosophen markierte dieses Treffen den Beginn eines lebenslangen Einsatzes für das interreligiöse Gespräch, wie er in seiner Dankesrede zum Erhalt der Buber-Rosenzweig-Medaille bei der „Woche der Brüderlichkeit“ 1982 in Aachen unter dem Motto „Exodus und Exil“ berichtete.¹ Doch Ben-Chorins Interesse für die christliche Religionsgemeinschaft und deren zentrale Figuren hatte seinen Ursprung bereits in der Kindheit und Jugend im katholischen München und Oberbayern. Die ersten christlich-jüdischen Dialoge sollten dann in Palästina stattfinden. Hier legte er den Grundstein für eine Lebensaufgabe, die er in unzähligen Vorträgen und Publikationen fortführte und die ihn so zu einem zentralen Akteur des christlich-jüdischen Gesprächs im Deutschland der Nachkriegszeit machte.



1 Schalom Ben-Chorin mit der Buber-Rosenzweig-Medaille, 1982

Frühe christliche Einflüsse in München und Palästina

Schalom Ben-Chorin wurde 1913 als Fritz Rosenthal in München in eine areligiöse Familie hineingeboren. Er war das zweite Kind von Richard und Marie Rosenthal. Außer dem Synagogenbesuch an den hohen Feiertagen spielten jüdische Traditionen und Riten in der Familie kaum eine Rolle, geprägt

¹ Vgl. Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch (Hg.): „Denk an die Tage der Vergangenheit – Lerne aus den Jahren der Geschichte“. 40 Jahre Buber-Rosenzweig-Medaille. (Forum Christen und Juden. Bd. 7) Berlin / Münster 2009, S. 166–168, hier S. 166.

wurde er jedoch von der christlichen Gesellschaft, die ihn umgab. Schon mit sechs Jahren unternahm er mit dem katholischen Kindermädchen der Familie Ausflüge zur Wallfahrtskirche Maria Eich in Krailling, in der ein Madonnenbild verehrt wird. Noch ehe er seine eigene jüdische Glaubenswelt für sich entdeckte,² lernte er katholische Frömmigkeit kennen und kam erstmals mit der Figur Jesu in Berührung, die ihn zeitlebens nicht mehr loslassen sollte. In der Schule besuchte Rosenthal³ den christlichen Religionsunterricht. Hier kam er mit dem Katechismus, dem Neuen Testament wie auch christlichen Gebeten in Kontakt und spürte schon bald ihren jüdischen Charakter: „Auch wenn die jüdischen Schüler nicht mitbeten mußten, kann ich diese Gebete bis heute auswendig. Sie haben meiner hebräischen Seele nicht geschadet. Erst viel später erkannte ich, daß das Vaterunser ohnedies von der ersten bis zur letzten Zeile ein jüdisches Gebet ist“⁴.

Aber auch die Kunst hatte großen Einfluss auf das Jesusbild Ben-Chorins. Schon als Schüler zog es ihn regelmäßig in den Dürer-Saal der Alten Pinakothek, wo ihn einerseits dessen Gemälde der Apostel beeindruckten, insbesondere aber Matthias Grünewalds Isenheimer Altar ein „sittliches, da weckendes Erlebnis“⁵ wurde.⁶ Noch Jahrzehnte später berichtete er in seiner Autobiografie *Jugend an der Isar*:

Das Bild des Gekreuzigten, wie es Matthias Grünewald beschwor, ist für mich gültig geblieben und es trat mir immer wieder vor Augen, als ich im Januar 1967 [...] das letzte Kapitel meines Buches „Bruder Jesus“ schrieb. Manchmal nur verstellten Marc Chagalls Darstellungen des gekreuzigten Juden den phosphoreszierenden Leichnam am Holz, wie Meister Grünewald ihn gemalt hatte. [...] In rückblickender Ehrlichkeit wird mir klar, daß ich

² Aufblühender Antisemitismus ließ ihn seiner jüdischen Identität bewusst werden. Er suchte aktiv nach Möglichkeiten, diese artikulieren zu können, spürte, dass die Orthodoxie nicht sein Weg werden konnte und wandte sich schließlich einerseits dem Reformjudentum, andererseits dem Zionismus zu, vgl. Schalom Ben-Chorin: *Jugend an der Isar*. München 1993, S. 15–74.

³ Ab Dezember 1937 war die Namensänderung Fritz Rosenthals in Schalom Ben-Chorin amtlich, vgl. Ben-Chorin: *Jugend* (wie Anm. 2), S. 70.

⁴ Ebd., S. 85.

⁵ Ebd., S. 95.

⁶ Der heute in Colmar ausgestellte Altar wurde zu jener Zeit in der Alten Pinakothek München gezeigt, ehe er im Zuge des Versailler Vertrags an Frankreich zurückgegeben wurde.

vom Bild und nicht vom Wort zur Gestalt Jesu kam, die mich nicht mehr loslassen sollte.⁷

In den Kreuzigungsbildern von Marc Chagall, stark beeinflusst von der russischen Ikonenmalerei, war die Wahrnehmung Jesu als jüdischer Märtyrer für Ben-Chorin möglich, da auch der Maler Marc Chagall in Jesus seinen jüdischen Bruder erkannt habe.

Ben-Chorin war nur ein kurzes Studium an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität vergönnt, denn schon bald nach seiner Immatrikulation wurde jüdischen Studierenden der Zugang zur Hochschulbildung von den Nationalsozialisten verwehrt. Während dieser kurzen Zeit besuchte Ben-Chorin Vorlesungen des katholischen Dogmatikers Joseph Schnitzer (1859–1939) über die Weltreligionen und das Urchristentum. Diese Vorlesungen inspirierten und beeinflussten seine spätere Trilogie zu den christlichen Figuren Jesus, Paulus und Maria:

Damals [i. e. während des Studiums, Anm. F. S.] wurde das Interesse geweckt, das meine spätere Lebensarbeit weitgehend bestimmen sollte. [...] Dieses Thema [i. e. Urchristentum, Anm. F. S.] sollte mich nicht mehr loslassen, wenn ich es schließlich auch in meinen Büchern über Jesus, Paulus und Maria unter ganz anderen Aspekten – denen meiner eigenen Herkunft und meiner späteren Wahlheimat Israel – darstellte.⁸

Bereits die ersten noch in München publizierten Werke Ben-Chorins zeigen das Interesse des jungen Schriftstellers an der christlichen Glaubenswelt und insbesondere an der jüdischen Gestalt Jesu. In der 1935 veröffentlichten Gedichtsammlung *Das Mal der Sendung*⁹ findet sich der Gedichtzyklus *Der Rabbi von Nazareth*. Es war die erste schriftstellerische Auseinandersetzung mit Jesus und der Beginn einer lebenslangen Tätigkeit sowie selbstgewählten Aufgabe Ben-Chorins: die „Heimholung“ Jesu in einen jüdischen Erlebnisraum. Im Vorwort schrieb der 22-jährige Rosenthal:

⁷ Ben-Chorin: Jugend (wie Anm. 2), S.95.

⁸ Ebd., S.120f.

⁹ Fritz Rosenthal (Ben-Chorin): *Das Mal der Sendung*. München 1935.

[D]as Antlitz von Blut und Tränen umdunkelt, so ragt die Gestalt Jesus von Nazareth durch die Jahrhunderte. Den Christen ward Jesus ein Gott, dem Islam ein Prophet, nur das eigene Volk verstieß seinen echtsten Sohn. Mählich bricht Morgenröte in das jüdische Bewußtsein und Jesus beginnt den Platz einzunehmen, welcher ihm gebührt im Pantheon des Volkes Israel. [...] Sein Platz ist an der Seite jener, welche Revolution des Herzens in Israel vollzogen, an der Seite des Rabbi Israel Baal Schem und der anderen großen Führer des Chassidismus.¹⁰

In Zeiten existenziellen Antisemitismus löste der Gedichtzyklus einen vorhersehbaren Sturm der Entrüstung in der jüdischen Presselandschaft aus, da insbesondere von einem jüdischen Autor, der bisher durch jüdische Bekenntnislyrik aufgefallen war, eine solche Einordnung Jesu nicht erwartet worden war. Die Einbettung Jesu in einen jüdischen Kontext war für Ben-Chorins Werk zukunftsweisend, doch seiner Zeit voraus. So wurde der Gedichtzyklus in weiten Teilen von jüdischen Kritikern abgelehnt.¹¹

Nach der Alija 1935 suchte Ben-Chorin in Palästina nach Möglichkeiten, um das Judentum zu erneuern, das seiner Ansicht nach zwischen „Orthodoxie und Liberalismus“¹² gefangen war. Eng verbunden mit dieser Suche waren auch die ersten Bestrebungen, in einen Dialog mit Christinnen und Christen zu treten und interreligiöse Gespräche zu führen. Auf Hinweis des von ihm verehrten Religionsphilosophen Martin Buber (1878–1965) wandte sich Ben-Chorin zunächst an den reformierten Schweizer Theologen und Pfarrer Leonhard Ragaz (1868–1945). Dieser hatte die religiös-soziale Bewegung in der Schweiz mitbegründet, war überzeugter Gegner der Judenmission und jeglichen Antisemitismus, zeigte sich solidarisch mit der Arbeiterbewegung und setzte sich für Opfer von Krieg und Gewalt ein. In ihm fand Ben-Chorin einen offenen Gesprächspartner, der sich bereits mit Martin Buber jahrelang in freundschaftlicher Verbindung über Judentum

¹⁰ Ebd., S. 62.

¹¹ Felix Schölch: „Kritiken über mich“. Das Rezensionen-Sammelalbum des Schriftstellers Schalom Ben-Chorin. In: Yearbook for European Jewish Literature Studies 6, 1 (2019), S. 267–290, hier: S. 280.

¹² Schalom Ben-Chorin: Jenseits von Orthodoxie und Liberalismus. Versuch über die jüdische Glaubenslage der Gegenwart. Frankfurt am Main 1964, S. 21.

und Christentum ausgetauscht hatte und darüber hinaus in mehreren Publikationen seine Bereitschaft zur Verständigung zwischen beiden Religionen offenbart hatte. Ben-Chorin und Ragaz tauschten sich von 1938 bis zum Tode des Theologen 1945 regelmäßig über verschiedene Themen des Judentums und Christentums aus. Dieser Briefwechsel wurde für den jungen Religionsphilosophen „in den dunkelsten Jahren eine Kraftquelle des lebendigen Glaubens“¹³. Ein gemeinsames Interesse galt der Figur Jesu. Wie auch Ben-Chorin, erblickte Ragaz in ihm zugleich das Trennende und das Einigende beider Religionen, zweifelsohne eine unveränderbare tiefe Verbindung zweier Geschwisterreligionen. Über sieben Jahre entstand so ein „bewegender Briefwechsel zwischen zwei mutigen Non-Konformisten; beide von ihren Glaubensgenossen angefeindet und ausgegrenzt, finden sie im Gedankenaustausch Trost, Stärkung, kritische Anregung und dankbare Anerkennung“¹⁴, wie die Judaistin und Theologin Verena Lenzen resümiert.¹⁵

Christlich-jüdische Gespräche in Eretz Israel

Wie eingangs erwähnt, deutete Schalom Ben-Chorin einen Besuch George Sloans im Sommer 1940 rückblickend als Beginn seines Wirkens im christlich-jüdischen Dialog. Dabei löste „ein scheinbarer Zufall eine Folge von Ereignissen [aus], die für [sein] Leben bestimmend“¹⁶ wurden. Die religiöse Lage im Jischuw hatte Schalom Ben-Chorin bereits seit längerer Zeit beschäftigt. In mehreren Publikationen widmete er sich religiösen Fragen der Gegenwart, insbesondere der Frage nach Erneuerung des Judentums in Eretz Israel. Unter anderem veröffentlichte er 1940 die Schrift *Zur religiösen Lage Paläs-*

¹³ Schalom Ben-Chorin: Zwiesprache mit Martin Buber. Ein Erinnerungsbuch. München 1966, S.25.

¹⁴ Vgl. Verena Lenzen: Schalom Ben-Chorin. Ein Leben im Zeichen der Sprache und des jüdisch-christlichen Dialogs. Berlin 2013, S. 58.

¹⁵ Zum Briefwechsel zwischen Leonhard Ragaz und Schalom Ben-Chorin vgl. Susanne Vetter (Hg.): Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialogs. Leonhard Ragaz und Schalom Ben-Chorin: Briefwechsel 1938–1945. Darmstadt 1995 sowie Tim Vasko: Die dritte Position. Der jüdisch-christliche Dialog bei Schalom Ben-Chorin bis 1945. Helsinki 1985. Zum möglichen Einfluss auf das Denken Ben-Chorins durch Ragaz vgl. Hans-Joachim Barckenings: Leonhard Ragaz und Schalom Ben-Chorin: Zur Frühgeschichte des christlich-jüdischen Dialogs. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 34, 1 (1982), S. 46–70.

¹⁶ Schalom Ben-Chorin: Ich lebe in Jerusalem. München 1998, S. 122.

*tin*as¹⁷, in der er über die religiöse Krise der Zeit, die Flucht von Jüdinnen und Juden in die Politik, sprach. Diese Flucht in Politik und Arbeit und die Reduzierung religiöser Riten auf „pseudoreligiöse Formen“¹⁸ deutete Ben-Chorin als „getarnetes Heidentum“¹⁹ und drängte erneut auf eine religiöse Erneuerung des Judentums.²⁰

Bald nach Erscheinen des Buchs besuchte ihn der schottische Reverend George Sloan, lobte einige Punkte der Schrift, bemängelte jedoch, dass Ben-Chorin nicht auch die Lage der in Palästina lebenden Christinnen und Christen in seiner Publikation untersucht hatte. Ben-Chorins Schrift basierte auf einem Vortrag, den er mehrfach vor Jüdinnen und Juden im Jischuw gehalten hatte. Informationen zur Situation der in Palästina lebenden Christinnen und Christen fehlten dem Religionsphilosophen, da ein solcher interreligiöser Austausch in Palästina bislang noch nicht stattgefunden hatte. In George Sloan fand Ben-Chorin jedoch einen Gesprächspartner, der ihm die Situation der christlichen Bevölkerung erschließen konnte. In freundschaftlicher Verbindung und vielen Gesprächen in Jerusalem und am See Genezareth tauschten sich beide über unterschiedliche Themen wie Karl Barths Hauptwerk *Kirchliche Dogmatik* aus.²¹ Auch die Erweiterung des Dialogs zum Trialog wurde in Erwägung gezogen, scheiterte aber letztlich an den Sicherheitsbedenken eines potenziellen muslimischen Dialogpartners.²² Ben-Chorin schätzte an Sloan, dass er Bereitschaft und Interesse am Dialog ohne missionarische Absichten zeigte.²³

Diese Gespräche sollten nach einigen Treffen vom privaten in den öffentlichen Raum getragen werden: So fand am 17. Oktober 1940 in der Newman School of Missions in Jerusalem der erste öffentliche christlich-jüdische Dialog statt. Schalom Ben-Chorins Vortrag „Die Christus-Frage an den Ju-

¹⁷ Schalom Ben-Chorin: Zur religiösen Lage Palästinas. Jerusalem 1940.

¹⁸ Ebd., S. 16f.

¹⁹ Ebd., S. 17.

²⁰ Zu seinem Engagement für das progressive Judentum in Palästina/Israel vgl. Felix Schölch: Religiöse Erneuerung in Palästina/Israel. Schalom Ben-Chorins Beitrag zum progressiven Judentum 1935–1958. In: Lisa Sophie Gebhard, David Hamann (Hg.): Deutschsprachige Zionismen. Verfechter, Kritiker und Gegner, Organisationen und Medien (1890–1938). Berlin 2019, S. 177–195.

²¹ Lenzen: Schalom Ben-Chorin (wie Anm. 14), S. 52.

²² Ben-Chorin: Jerusalem (wie Anm. 16), S. 66f.

²³ Ebd., S. 122.

den“ folgte eine Aussprache mit protestantischen Gästen. Auch Martin Buber hatte zunächst seine Teilnahme angekündigt, kurzfristig aber schriftlich Einwände gegenüber der Thematik hervorgebracht und nicht an der Veranstaltung teilgenommen. Offenbar hatte Ben-Chorin Buber seinen Vortrag vorab zugesandt. Dieser erachtete Ben-Chorins Idee, sich als Jude mit der Christusfrage an Christinnen und Christen zu wenden, als „grundfalsch“. Bei einer Teilnahme hätte er, Buber, diese Einwände hervorbringen müssen, was ein „recht widriges Geschäft wäre, einen Juden solcherweise vor Christen zu desavouieren“.²⁴ Bei einer nachträglichen Aussprache, bei der Ben-Chorin Buber „ernste Vorhaltungen“ machte, „da er durch seine kurzfristige Absage nicht etwa nur mich [i. e. Ben-Chorin, Anm. F. S.] in eine schwierige Situation gebracht hatte, sondern auch die jüdische Position, was entscheidender war“²⁵, wiederholte Buber seine Ablehnung der dialektischen Position im Glaubensgespräch. In einem „persönlichen Wort“ wandte sich Buber an den 27-jährigen:

Ihre dialektische Begabung, auf deren Gefahren ich Sie ja wiederholt aufmerksam gemacht habe, und ein offenbar damit verknüpftes Kundgebungsbedürfnis, haben Sie hier, wie schon früher, dazu gebracht, den Ernst einer Situation und die Schwere der Verantwortung in ihr zu verkennen. In dem jüdischen Raum, in dem man Äusserungen über religiöse Gegenstände fast nur noch intellektuell aufzunehmen und zu behandeln pflegt, hatte das kaum Konsequenzen, in dem Raum zwischen Judentum und Christentum dagegen, ist alles unabsehbar verbindlich und folgenschwer oder kann es doch in jedem Nu werden.²⁶

Um der Gefahr der Vereinnahmung durch die christliche Seite zu entgehen, solle, so Buber, das christlich-jüdische Gespräch



2 Schalom Ben-Chorin: Die Christus-Frage an den Juden. Jerusalem 1941

²⁴ Martin Buber an Schalom Ben-Chorin, 17. Oktober 1940. In: NLI, Martin Buber Archive, ARC. Ms. Var. 350 008 84a.I.

²⁵ Ben-Chorin: Zwiesprache (wie Anm. 13), S. 86.

²⁶ Martin Buber an Schalom Ben-Chorin, 17. Oktober 1940. In: NLI, Martin Buber Archive, ARC. Ms. Var. 350 008 84a.I.

vom Alten Testament, dem gemeinsamen Glaubensgut beider Religionsgemeinschaften, ausgehen und nicht von der kontroversen Frage nach der Messianität Jesu. Obgleich Ben-Chorin in späteren Gesprächen die Dialektik von Judentum und Christentum im Anschluss an Bubers Kritik zu vermeiden suchte, bewertete er das von Buber geforderte Ausklammern der Christusfrage zeitlebens anders: Er verstand zwar dessen Einwände und gestand ein, dass man das jüdisch-christliche Gespräch vom Alten wie vom Neuen Testament ausgehend beginnen könne, wenn man jedoch eine „Fluchthaltung vermeiden“²⁷ wolle, werde man immer zur Christusfrage gelangen.

Der als Neubeginn des christlich-jüdischen Glaubensgesprächs gedachte Dialog sah sich schnell Missverständnissen ausgesetzt. Aufgrund der langen Tradition christlicher Missionare in Palästina sah sich Ben-Chorin mit dem Vorwurf konfrontiert, sich der Judenmission angeschlossen zu haben. Eine Anklage, die den dialogsuchenden, aber gläubigen Juden traf und nicht ohne weiteres aus der Welt zu schaffen war, zumal seine Publikationen nun auch vermehrt in missionarisch geprägten christlichen Buchhandlungen zu finden waren. In der später veröffentlichten Abschrift des Vortrags schrieb Ben-Chorin zu diesen Anschuldigungen:

Ich sehe mich genötigt hier ausdrücklich zu betonen, dass diese Schrift zurecht den Titel führt: „Die Christus-Frage an den Juden“. An *den* Juden; nicht an *die* Juden. Es ist also nicht so, dass ich die Juden von mir aus etwas fragen will. Vielmehr verhält es sich so, dass ich Juden *und* Christen davon Rechenschaft geben will, wie sich mir als Juden die Christus-Frage als eine unabweisbare Frage meines eigenen Lebens stellte. Freilich empfinde ich in diesem Zusammenhange meine Existenz als exemplarisch, d. h. über das Individuelle hinausweisend.²⁸

Noch drei Jahrzehnte später schrieb er zu den Vorwürfen und dem, in seinen Augen, eklatanten Unterschied von Dialog und Missionierung: „Dialog ist Unterredung, während Missionierung Überredung darstellt. Es war nicht leicht, diesen funda-

²⁷ Ben-Chorin: Jerusalem (wie Anm. 16), S. 123.

²⁸ Schalom Ben-Chorin: Die Christus-Frage an den Juden. Jerusalem 1941, S. 1 (Hervorhebungen im Original).

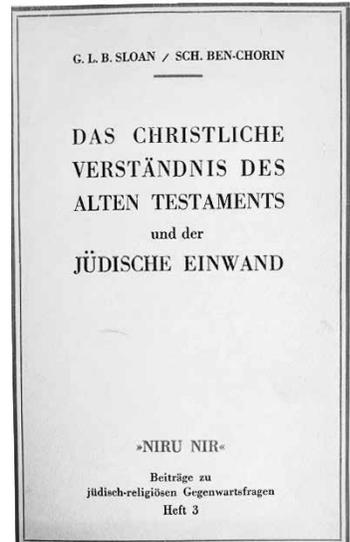
mentalenen Unterschied in der Öffentlichkeit im damaligen Palästina verständlich zu machen.“²⁹

Trotz der Beanstandungen und Rückschläge fand bereits im Januar 1941 ein weiteres Religionsgespräch zwischen George Sloan und Ben-Chorin „vor jüdischen und christlichen Hörern“ an der British Jews Society in Haifa statt. Die Einwände Bubers und die Kritik nach dem ersten öffentlichen Dialog hatten Spuren bei Schalom Ben-Chorin hinterlassen, war doch das Thema dieses zweiten öffentlichen Gesprächs das Alte Testament. Nun kamen George Sloan und Ben-Chorin in eigenständigen Beiträgen zu Wort. Der historischen Fußstapfen christlich-jüdischer Religionsgespräche in Form von Zwangsdisputationen im Mittelalter waren sich beide bewusst, obgleich sie jeweils aus freien Stücken an diesem Gesprächsformat teilnahmen.

Im Vorwort zur begleitenden Publikation schrieb Ben-Chorin:

Was dieses Glaubensgespräch von früheren „Disputationen“ grundsätzlich unterscheidet, ist vor allem die Situation der Sprecher. Ein Gespräch zwischen Ekklesia und Synagoge ist heute unmöglich [...]. Was allein möglich scheint in dieser Weltstunde, ist ein Glaubensgespräch zwischen Juden und Christen. Das heißt zwischen Einzelnen, die als Einzelne sprechen, nicht als Delegierte einer Gruppe. Freilich sprechen sie als Einzelne, welche aus der Gewißheit ihres Glaubens, des jüdischen und des christlichen, einander Rede und Antwort stehen.³⁰

Sloan begann das Religionsgespräch mit seinem Vortrag „Das christliche Verständnis des Alten Testaments“ und führte dort beispielhaft aus, wie der Tanach unabdingbar auf das Neue Testament bezogen sei. Im Anschluss brachte Ben-Chorin seinen „jüdische[n] Einwand“ vor, indem er eine solche Verbindung, eine Hindeutung des Tanachs auf Jesus, aus jüdischer Sicht ausschloss:



3 George L. B. Sloan, Schalom Ben-Chorin: Das christliche Verständnis des Alten Testaments und der jüdische Einwand. Jerusalem 1941

²⁹ Schalom Ben-Chorin: Weil wir Brüder sind. Zum christlich-jüdischen Dialog heute. Gerlingen 1988, S. 157.

³⁰ Schalom Ben-Chorin: Das christliche Verständnis des Alten Testaments und der jüdische Einwand. Jerusalem 1941, S. 3.

Und hier muss das jüdische Nein einsetzen. Keine wie immer geartete Exegese kann den Juden von der Präexistenz Christi im A.T. überzeugen. Warum? Weil diesen verborgenen Christus nur der sehen kann, dem, um ein Wort Emil Brunners zu gebrauchen, „durch Christus der Star gestochen ist“. Nur derjenige, der vom Neuen Testament auf das Alte blickt, wird hier den angekündigt finden, der dort verkündigt wird.³¹

Die Messianität Jesu lehnte Ben-Chorin mit der Begründung ab, dass die Welt noch nicht erlöst und das Reich Gottes noch nicht gekommen sei, was nur bedeuten könne, dass Jesus keinesfalls der Messias sein könne. Außerdem kenne „die Kirche [...] nur einen Weg zu Gott, denn sie weiß, daß keiner zum Vater kommt außer durch den Sohn. [...] Wir Israel [i. e. das Volk Israel, Anm. F. S.] aber wissen, daß es keine ‚Marschroute‘ der Gnade gibt, sondern die Tore der Gnade weit geöffnet sind für alle, und viele Wege in dieses Tor münden.“³²

In diesem Gespräch zeigte sich Ben-Chorin ganz im Sinne Martin Bubers, der in seinem Stuttgarter Religionsgespräch mit Karl Ludwig Schmidt (1891–1956) bereits 1933 hatte beweisen können, dass ein Glaubensgespräch zur Überwindung der hasserzeugenden Unkenntnis dienen kann, nicht jedoch der Überzeugung des Gegenübers vom jeweiligen Standpunkt.³³

Die den beiden öffentlichen Gesprächen zugrundeliegenden Vorträge wurden 1940 und 1941 im von Ben-Chorin gegründeten Verlag Romemah veröffentlicht. Doch bis 1945 war es schwer, ein „echtes“ Glaubensgespräch zu führen. Entweder sollte das Gegenüber vom eigenen Standpunkt überzeugt werden oder es herrschten alte Vorurteile, fundamentale Unkenntnis oder mangelnde Bereitschaft, sich mit den Ansichten des Gesprächspartners auseinanderzusetzen. Die Dialoge Ben-Chorins mit George Sloan stellten dabei eine Ausnahme dar; die Diskussionen im Anschluss an die öffentlichen Vorträge der beiden hingegen nicht. Der Ansatz Ben-Chorins, in ein direktes Glaubensgespräch einzutreten, schlug somit zunächst fehl. Die eigentliche „Saat auf Hoffnung“, wie Ben-Chorin den nichtmissionarischen Neuanfang eines christlich-jüdischen

³¹ Ebd., S. 35.

³² Ebd., S. 30.

³³ Lenzen: Schalom Ben-Chorin (wie Anm. 14), S. 55.

Gesprächs bezeichnete, ging erst nach der Schoa auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen für ihn drei Phasen des christlich-jüdischen Dialogs, beginnend mit dem Gespräch aus der Schuld heraus.

Ausblick

Insbesondere in Deutschland wuchs nach dem Zweiten Weltkrieg unter Christinnen und Christen das Interesse, mit Jüdinnen und Juden in einen Dialog zu treten. Ben-Chorin urteilte darüber Jahre später in einem Vortrag:

Aber [...] wir müssen es uns doch ganz deutlich klarmachen, dieser Dialog ist erkaufte mit dem Blut von sechs Millionen jüdischen Opfern, unter ihnen über eine Millionen Kinder. Als sich der Rauch hob – von den Wohnungen des Todes, wie es Nelly Sachs nennt, den Vernichtungslagern von Auschwitz und Maidanek, von Treblinka und Dachau, von Bergen-Belsen und von Buchenwald wie alle diese Schreckensorte heißen [...] einerseits und den ausgebombten Städten andererseits – da wurde es vielen in ihrem Lande hüben wie drüben klar: Wir haben den Juden ja gar nicht gekannt. [...] Jetzt regt sich der Wunsch, das Gespräch mit den Scheerith Hapleta, mit dem Überrest der Geretteten, zu beginnen.³⁴

Dieser ersten Nachkriegsphase des christlich-jüdischen Gesprächs folgte nach der Staatsgründung Israels 1948 für Ben-Chorin die zweite Phase des Dialogs. Für manche Christinnen und Christen hatte die Staatsgründung am 14. Mai 1948, so der Religionsphilosoph, eine heilsgeschichtliche Komponente, eine Art Erfüllung.³⁵ Dementsprechend nannte Ben-Chorin diese Phase das „Gespräch aus dem Staunen“. Staunen über die Treue Gottes zu seinem alten Bundesvolk, aber auch die Treue dieses Volkes, „das durch den Ofen der Leiden von Auschwitz hindurchgegangen ist und seinem Gott doch die Treue bewahrt hat“³⁶.

Diese beiden Gesprächsphasen bauten auf starken Emotionen, die jedoch mit jeder neuen Generation abklangen. In den

³⁴ Schalom Ben-Chorin: Von Antlitz zu Antlitz. Beiträge zum Gespräch zwischen Judentum und Christentum. Berlin 1989, S. 36 f.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd., S. 37 f.

Augen Ben-Chorins war dies insofern problematisch, als ein Dialog, der nur auf Emotionen beruhe, nur ein „Strohfeuer“ sei.³⁷ Hier begann die dritte Phase des christlich-jüdischen Dialogs, das „Gespräch aus der Existenz“, aus der christlichen Existenz auf die jüdische Existenz und umgekehrt. Für Ben-Chorin bedeutete dies, dass Christinnen und Christen, die sich mit ihrer eigenen christlichen Identität auseinandersetzen möchten, auch dem Judentum begegnen und die nachbiblische Welt des Judentums kennenlernen müssen – die Welt, in der Jesus lebte. Für das Judentum gelte dies jedoch umgekehrt nicht, da die Wurzeln des Judentums mit dem Christentum nicht verbunden seien. Nicht selten waren daher Jüdinnen und Juden im christlich-jüdischen Dialog zwar bereit, Rede und Antwort zu stehen, hatten selbst jedoch keine Fragen an das Gegenüber.

Dialog bedeutete aber für Ben-Chorin keine Einbahnstraße. Messianische Figuren kamen und gingen im Judentum. Aus dem Glauben an Jesus hingegen entstand die größte Religionsgemeinschaft der Welt. Dies sei eine Realität, von der, Ben-Chorins Ansicht nach, Jüdinnen und Juden nicht absehen konnten, da die Existenz des Christentums schließlich auch Fragen an das Judentum stelle. Insbesondere war es die Christusfrage, die hier für den Religionsphilosophen wiederum zentral war. Diese müsse ausgehalten und aus dem jüdischen Glauben heraus beantwortet werden, und hierfür waren für Ben-Chorin Kenntnisse über das Christentum notwendig. Den tiefsten Sinn eines Dialogs zwischen Judentum und Christentum aber sah Ben-Chorin zeitlebens im gemeinsamen religiösen Ziel: dem Erwarten eines Reich Gottes.

Fazit

Schalom Ben-Chorin war in vielerlei Hinsicht ein prägender Akteur des christlich-jüdischen Dialogs. In Palästina leistete er in öffentlichen Dialogen mit George Sloan und seinen ersten religionsphilosophischen Texten Pionierarbeit im interreligiösen Gespräch, nicht immer mit Erfolg und gegen manchen Widerstand. Trotz der Rückschläge und mancher berechtigten Kritik ließ sich Ben-Chorin von diesem Weg nicht abbringen. Insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland war er seit den 1950er Jahren ein geschätzter Redner und



4 Gedenktafel am Geburtshaus von Schalom Ben-Chorin, München, Zweibrückenstraße 8, Künstlerin Blanka Wilchfort, 2011

gesprächsbereiter Repräsentant des Judentums vor meist christlichem Publikum auf Kirchentagen, in evangelischen und katholischen Akademien und in den Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. In vielen Gesprächen und Vorträgen, in öffentlichen Dialogen und nicht zuletzt in seinem schriftstellerischen Werk setzte er sich weiter für eine jüdisch-christliche Verständigung ein. Seine „Heimholung“ christlicher Figuren in den jüdischen Erlebnisraum, sein Festhalten an der „Christus-Frage an den Juden“ brachten dem christlich-jüdischen Gespräch wichtige Erkenntnisse und Impulse. Für diese Verdienste wurde Schalom Ben-Chorin mehrfach geehrt und gilt bis heute als wichtige Persönlichkeit des interreligiösen Dialogs.

BILDNACHWEIS

Abb. 1 © DKR
 Abb. 2–3 © The National Library of Israel
 Abb. 4 © GFreihalter, CC BY-SA 3.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>>, via Wikimedia Commons

Ilona Klemens

Junge Stimmen über die „Woche der Brüderlichkeit“

Pfarrerin Ilona Klemens, Generalsekretärin des Deutschen Koordinierungsrats, stellte schriftlich Fragen an Helene Shani Braun, Anna-Nicole Heinrich und Derviş Hızarcı. Sie waren Gäste des Abendpodiums „Dialog mit Zukunft! Wie steht es um die jüdisch-christliche Zusammenarbeit?“, das am 29. Juni 2022 im Rahmen der Tagung zu 70 Jahre „Woche der Brüderlichkeit“ im Münchner Volkstheater stattfand und bei dem sie gemeinsam mit Charlotte Knobloch und Christian Stückl über die Zukunft des interreligiösen Dialogs diskutierten.

Helene Shani Braun



1 Helene Shani Braun

studiert Rabbinat am Abraham Geiger Kolleg und jüdische Theologie an der Universität in Potsdam. Besonders wichtig sind ihr Nachhaltigkeit, Feminismus, Queerness und interreligiöser Dialog. Lange Zeit war sie aktive Jugendleiterin in der reformjüdischen Jugendbewegung Netzer Germany, heute ist sie aktiver Teil von TaMaR Germany, Keshet Deutschland und Coexister Deutschland.

Was verbinden Sie mit der „Woche der Brüderlichkeit“?

Bis zu der Einladung zu dem Abendpodium hatte ich noch keine Berührungspunkte mit der „Woche der Brüderlichkeit“.

Was sind Ihre Erfahrungen im jüdisch-christlichen bzw. interreligiösen Dialog?

Im interreligiösen Dialog begegnen mir regelmäßig aufgeschlossene und neugierige Menschen, die gerne mehr über die eigene und andere Religionen lernen und hören wollen. Am spannendsten sind meistens die Zwischengespräche, die nach den Veranstaltungen stattfinden. Hier finden der eigentliche Dialog und die Vernetzung statt. Denn hier können wir ganz individuell über Gemeinsamkeiten und Unterschiede sprechen und streiten. Im jüdisch-christlichen Dialog besteht die

Zuhörer*innenschaft zum größten Teil aus christlichen Personen. Das finde ich etwas schade und deswegen liegt es mir am Herzen, auch die jüdische Gemeinschaft mehr für diese Formate zu gewinnen. Deshalb trage ich auch eine Entwicklung mit, nämlich, dass sich der interreligiöse Dialog den Gegebenheiten unserer pluralistischen Gesellschaft anpasst.

Welche Bedingungen muss es geben, damit ein interreligiöser Dialog zustande kommt?

In meinen Augen sind dafür Offenheit und die Bereitschaft, mit anderen zu teilen, unverzichtbar. Es bedarf der Diskussionsfreude, des Anerkennens von Gemeinsamkeiten, aber auch des Annehmens von Kritik, damit der Dialog gelingt und auf Augenhöhe stattfindet.

Was ist in den letzten Jahrzehnten aus Ihrer Sicht im Dialog erreicht worden, das es zu bewahren gilt?

Es haben viele Veranstaltungen stattgefunden, durch die Menschen verschiedener Religionen und verschiedenen Alters sich kennenlernen und vernetzen konnten. Wir müssen dafür sorgen, dass das, was während des Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben“ in diesem Bereich errichtet wurde, auch Bestand hat. Diese Möglichkeit der Vernetzung, ob digital oder in Präsenz, gilt es auszubauen, da die Möglichkeiten, daraus Neues zu schaffen, unbegrenzt sind. Gerade durch digitale Angebote konnten noch einmal weitaus mehr Menschen erreicht werden. Auch soziale Medien haben einen enormen Beitrag geleistet.

Welche Themen sollten zukünftig im jüdisch-christlichen Dialog verhandelt werden?

Neben den Themen: Frauenbilder/Geschlechterrollen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede und LGBTIQ* würde ich mir auch mehr kritischen Austausch wünschen. Themen wie der Umgang mit Diskriminierung, Rassismus, Ableismus, patriarchalen Strukturen und Antisemitismus sollten auch zu Dialogen gehören. Ebenfalls die Geschichte der Kirche(n) und Synagogen, wie auch andere historische und weltliche Themen.

Wie stehen Sie zur Idee einer möglichen Erweiterung des christlich-jüdischen Dialogs um andere religiöse Gesprächspartner*innen in den lokalen Gesellschaften für Christlich-

Jüdische Zusammenarbeit und dem Deutschen Koordinierungsrat?

Ich bin selbst bereits in Formaten aktiv, die auf diese Weise ausgerichtet sind. Neben Dialogen halte ich Trialoge etc. für unverzichtbar in einer postmigrantischen, pluralistischen Gesellschaft. Eine wunderbare Idee, um neue Blickwinkel und Perspektiven zu erreichen. Besonders spannend fände ich zu erfahren, wie andere religiöse Personen, Vereine und Initiativen die christliche-jüdische Zusammenarbeit von außen wahrnehmen.

Anna-Nicole Heinrich



2 Anna-Nicole Heinrich

wurde 2021 zur jüngsten Präses in der Geschichte der Synode der EKD gewählt und ist Mitglied im Rat der EKD. Nach dem Studium der Philosophie absolviert sie aktuell einen M.A. in „Digital Humanities“ und „Menschenbild und Werte“. Sie ist ferner ehrenamtlich Mitglied der Landessynode der ELKB und Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e. V.

Was verbinden Sie mit der „Woche der Brüderlichkeit“?

Der christlich-jüdische Dialog auf institutioneller Ebene trat mit meiner Wahl zur Präses der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) 2021 in mein Leben. Dadurch habe ich dann auch erstmals bewusst die „Woche der Brüderlichkeit“ wahrgenommen, obwohl ich seit meiner Jugend in der Kirche hochengagiert bin. Ich denke, dass diese seit 70 Jahren bestehende Woche für den Dialog und den Kampf gegen Antisemitismus viele wichtige Impulse gegeben hat und geben wird. Es ist jedoch wichtig, diese Woche und die damit verbundenen wichtigen Anliegen auch in anderen Kreisen und unter jungen Menschen bekannter zu machen.

Was sind Ihre Erfahrungen im jüdisch-christlichen bzw. interreligiösen Dialog?

Ich bin wie die meisten Menschen meiner Generation in der Schule über den Unterricht zum Nationalsozialismus erstmals mit dem Thema Judentum in Kontakt gekommen und habe in diesem Zusammenhang auch zum ersten Mal Jüdinnen*Juden kennengelernt. Später habe ich dann in einer

WG mit Christ*innen und Jüdinnen*Juden zusammengelebt und treffe aktuell durch meine Funktion als Präses viele ganz verschiedene Menschen. Alle diese Begegnungen bereichern mich sehr und ich konnte sehr viel über gelebtes Judentum und andere Religionen lernen.

Welche Bedingungen muss es geben, damit ein interreligiöser Dialog zustande kommt?

Damit ein Dialog zwischen Menschen verschiedenen Glaubens stattfinden kann, muss man sich vor dem*der anderen ehrlich machen können. Dies geht nur, wenn man sich im Gespräch auf Augenhöhe begegnet, den*die andere*n in seinem*ihrem Glauben ernst nimmt und respektiert und keine missionarischen Absichten hegt. Dann ergeben sich spannende Räume des Lernens von- und miteinander.

Was ist in den letzten Jahrzehnten aus Ihrer Sicht im Dialog erreicht worden, das es zu bewahren gilt?

In den vergangenen Jahrzehnten gab es wichtige Verlautbarungen von christlicher und jüdischer Seite, intensive Austauschprogramme zwischen Deutschland und Israel und Jüdinnen*Juden und Christ*innen haben sich in diversen Formaten kennengelernt. In Deutschland geschah dies auch durch das starke Engagement der lokalen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Jesus war Jude, das ist heute common knowledge. Und auch, dass das Judentum eine lebendige Religion ist mit einem Reichtum an unterschiedlichen Strömungen und Ausprägungen.

Welche Themen sollten zukünftig im jüdisch-christlichen Dialog verhandelt werden?

Ich wünsche mir, dass zukünftig das geschichtliche Wissen um die Schoa bei allen Beteiligten vorausgesetzt werden kann und sich der Dialog dann nicht mehr so stark historisch orientieren muss. Stattdessen würde er stärker die jeweils aktuelle Lebenswirklichkeit reflektieren und auch positive Themen aufgreifen, die die jungen Gläubigen in den einzelnen Religionen und Denominationen in Europa beschäftigen. Junge Menschen würden den Dialog dann weniger als verantwortungsvolle Pflicht wahrnehmen, sondern als ein bereicherndes Gespräch mit einer anderen Person, an dem man freiwillig interessiert ist. Themen eines solchen Dialogs könnten dann sein: Was trägt, was gibt Halt? Wie gelingt Gleichberechtigung?

gung, soziale Gerechtigkeit, Antidiskriminierung oder Umweltschutz?

Wie stehen Sie zur Idee einer möglichen Erweiterung des christlich-jüdischen Dialogs um andere religiöse Gesprächspartner*innen in den lokalen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und dem Deutschen Koordinierungsrat?

Dialog ist wichtig und es ist dringend notwendig, dass wir uns austauschen. Die Gesellschaft ist plural – das war sie schon immer, aber vielleicht entdecken wir das gerade erst. Jüdinnen*Juden und Christ*innen stehen da nicht im Gegenüber zu anderen Gruppen und ich finde es wichtig, dass wir gemeinsame Gesprächsformate finden über das was für uns wichtig ist, was uns motiviert, verbindet. Gleichzeitig habe ich die bereichernde Kraft des christlich-jüdischen Dialogs erfahren und will dieses Format nicht missen.

An ganz vielen Stellen finden wir schon pragmatisch zueinander und führen Gespräche mit unterschiedlichen Religionen. Ich hoffe – und setze mich dafür ein –, dass wir in der Zukunft gemeinsam weitere Begegnungsräume für solche Gespräche entdecken.

Derviş Hızarcı



3 Derviş Hızarcı

ist seit 2015 Vorstandsvorsitzender der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA) und sitzt im Beratungskreis des Beauftragten der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, Felix Klein. 2021 erhielt er die Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland für sein Engagement in der Einwanderungsgesellschaft.

Was verbinden Sie mit der „Woche der Brüderlichkeit“?

Mit der „Woche der Brüderlichkeit“ verbinde ich den Mut, aufeinander zuzugehen, auch wenn Umstände wie Hass, Krieg und Genozid eigentlich die Vermeidung des „Anderen“ begünstigen. Und ganz persönlich verbinde ich damit natürlich die große Ehre der Buber-Rosenzweig-Medaille, deren Verleihung für mich und für die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus ein ganz besonderer Moment war.

Was sind Ihre Erfahrungen im jüdisch-christlichen bzw. interreligiösen Dialog?

Meine erste interreligiöse Erfahrung habe ich als Abiturient in Neukölln gemacht. Es imponierte mir, zu sehen, mit welcher Offenheit und Neugier insbesondere die christlichen Vertreterinnen und Vertreter auf uns als Musliminnen und Muslime zugegangen und uns tatsächlich auf Augenhöhe begegnet sind. Gleichzeitig fiel mir auch die hohe Diskrepanz an Professionalität auf – christliche Organisationen hatten damals schon die Mittel, gut ausgebildete, dialogerfahrene Menschen in die Formate zu schicken, die es auf muslimischer Seite erst heute langsam gibt.

Ich habe seitdem an unzähligen Dialogformaten teilgenommen und auch als Organisator mitgewirkt. Besonders erwähnenswert ist für mich das Pilotprojekt DialoWG – dort haben wir junge Jüdinnen und Juden und Musliminnen und Muslime über einen kurzen Zeitraum gemeinsam wohnen lassen. In diesem Kontext haben sie gemeinsam Schulen besucht, sich über ihre Lebensrealitäten ausgetauscht und auch mal Cem Özdemir zum Frühstück in die DialoWG eingeladen.

Welche Bedingungen muss es geben, damit ein interreligiöser Dialog zustande kommt?

Interreligiöser Dialog erfordert in erster Linie Aufgeschlossenheit und sicher auch ein wenig Mut; außerdem die Fähigkeit, sich außerhalb seiner comfort zone zu bewegen und andere Perspektiven als die eigene einzunehmen. Man muss sich einstellen auf die Menschen, mit denen man in Dialog treten will und ein Format schaffen, in dem man zueinander finden und ein Grundvertrauen herstellen kann, idealerweise sogar eine Sympathie.

Was ist in den letzten Jahrzehnten aus Ihrer Sicht im Dialog erreicht worden, das es zu bewahren gilt?

Gerade im christlich-jüdischen Dialog gibt es auf vielen Ebenen ein Vertrauen und ein Gefühl des Miteinanders, welches u. a. auch vom Deutschen Koordinierungsrat in jahrzehntelanger Arbeit erreicht wurde. Besonders wichtig ist, dass es nicht nur einen Dialog unter Funktionärinnen und Funktionären gibt, sondern unter „einfachen“ Jüdinnen und Juden und Christinnen und Christen, der Basis der Glaubensgemeinschaften. Dass auf Funktionärebene die Zusammenarbeit gut funktioniert und sogar Freundschaften entstehen, muss gerade

dafür genutzt werden, diese Kultur in die Gemeinden zu tragen und für alle erfahrbar zu machen.

Auch im jüdisch-muslimischen oder christlich-muslimischen Dialog sind in den letzten Jahrzehnten viele tolle Entwicklungen zu beobachten gewesen. Mit dem House of One in Berlin entsteht sogar ein multikonfessionelles Gotteshaus, in dem interreligiöser Dialog zum tatsächlichen Alltag wird.

Um es kurz auf den Punkt zu bringen: Ziel von Dialog ist es, Beziehungen aufzubauen, die so normal und selbstverständlich sind, dass man sie nicht mehr als Dialog zu bezeichnen braucht.

Welche Themen sollten zukünftig im jüdisch-christlichen Dialog verhandelt werden?

Ich glaube, der jüdisch-christliche Dialog kann Grundlage sein für eine gesellschaftliche Bewegung für Toleranz und Respekt – gegenüber anderen Glaubensgemeinschaften, aber auch Minderheiten wie LGBTQ, Sintizze* und Romnja*. Und eine Stimme für die Schwächsten in unserer Gesellschaft, diejenigen, die im Kontext globaler Krisen in den Hintergrund rücken, deren Stimmen von der Politik oftmals ignoriert werden. Ob im Sozialen, im Bildungsbereich oder in der Entwicklung der Arbeit in Deutschland: Interreligiöse Initiativen sollten mitreden und gehört werden, Impulse setzen und Einfluss ausüben.

Wie stehen Sie zur Idee einer möglichen Erweiterung des christlich-jüdischen Dialogs um andere religiöse Gesprächspartner*innen in den lokalen Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit und dem Deutschen Koordinierungsrat?

Für mich ist die Erweiterung des Dialogs eine Notwendigkeit. Jüdisch-christlich-muslimischer Dialog muss morgen so selbstverständlich sein, wie es jüdisch-christliche Dialogformate heute sind. Einerseits bekräftigt dieser Dialog die Bedeutung des Islams für unser Land – der Islam gehört zu Deutschland, genauso wie es die Millionen Musliminnen und Muslime, die hier leben, tun. Andererseits ist dieser Dialog auch ein Zeichen in die drei Religionsgemeinschaften hinein und kann Beziehungen schaffen sowie die Chance geben, gemeinsam für Respekt und Toleranz für Gläubige und ihre Konfessionen in unserer Gesellschaft einzutreten.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 © Privat
Abb. 2 © Peter Bongard
Abb. 3 © BAG RelEx

HEFT 1 • 2023
MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND KULTUR

Torsten Lattki

Dialog mit Zukunft? Eine kritische Würdigung von 70 Jahren „Woche der Brüderlichkeit“

Bericht über eine Tagung am 29. und 30. Juni 2022
in München

2022 fand die „Woche der Brüderlichkeit“ zum siebenzigsten Mal statt. Seit 1952 führen die mittlerweile über 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) in diesem Rahmen bundesweit Veranstaltungen durch, um Menschen zusammenzubringen, Antisemitismus zu bekämpfen und Dialog zu fördern. Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) organisiert als Dachverband jedes Jahr in einer anderen Stadt die zentrale Eröffnungsfeier, bei der auch die Buber-Rosenzweig-Medaille an Persönlichkeiten und/oder Organisationen verliehen wird, die sich im christlich-jüdischen Dialog sowie in ihrem Engagement gegen Antisemitismus und Rassismus außerordentliche Verdienste erworben haben.

Das siebenzigste Jubiläum nahm der Koordinierungsrat zum Anlass, in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München, der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, dem Münchner Volkstheater, der GCJZ München und dem Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur e. V. vom 29. bis 30. Juni 2022 die Tagung „Dialog mit Zukunft? Eine kritische Würdigung von 70 Jahren ‚Woche der Brüderlichkeit‘“ zu veranstalten.

Die Konferenz wurde mit Grußworten von **Dr. Margaretha Hackermeier**, Katholische Präsidentin des DKR, **Prof. Dr. Thomas O. Höllmann**, Präsident der Akademie und **Prof. Dr. Michael Brenner**, Professor für Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München und Mitveranstalter dieser Tagung, in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften eröffnet.

Für den Auftakt konnte der Historiker **Prof. Dr. Josef Foscipoth** gewonnen werden, der umfassend zu dem Thema

1 Prof. Dr. Josef Foschepoth, Prof. Dr. Andreas Nachama und Pfarrerin Ilona Klemens im Gespräch mit Pfarrer i.R. Friedhelm Pieper (v.l. n.r.)



gearbeitet hat¹ und über „70 Jahre Woche der Brüderlichkeit. Anfänge, Entwicklungen, Perspektiven“ sprach.² Im Kontext der bundesrepublikanischen Geschichte rekonstruierte er die Anfänge der ersten GCJZ und ihres Dachverbands DKR seit 1948/49, die von den USA mit dem Ziel der Re-Education der Deutschen ideell und finanziell gefördert wurden. Mit der „Woche der Brüderlichkeit“ und anderen Aktivitäten entstanden in diesen Jahren überhaupt erst Räume der Begegnung zwischen nichtjüdischen und den wenigen verbliebenen jüdischen Deutschen bzw. Jüdinnen und Juden, die als „Displaced Persons“ in Deutschland lebten.

Im Anschluss diskutierte der Referent mit Rabbiner **Prof. Dr. Andreas Nachama**, Jüdischer Präsident des DKR und Vorsitzender der Allgemeinen Rabbinerkonferenz, und Pfarrerin **Ilona Klemens**, Generalsekretärin des DKR in dem von Pfarrer i.R. **Friedhelm Pieper**, Evangelischer Präsident des DKR, moderierten Gespräch „Der Deutsche Koordinierungsrat und die ‚Woche der Brüderlichkeit‘ – Entwicklungen, Herausforderungen und Chancen von den 1980er Jahren bis heute“, bei dem einzelne Themen des Vortrags vertieft wurden. Hierbei wurde an die erst spät beginnende Strafverfolgung von NS-Verbrechen und an die Ausbildung einer deutschen Gedenkkultur erinnert, an der die GCJZ und der DKR mit ihrer Arbeit wichtigen Anteil hatten. Klemens wies darauf hin, dass es mit dem Sterben der

¹ Josef Foschepoth: Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Göttingen 1993.

² S. den Beitrag von Josef Foschepoth ab S. 13.



Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und angesichts des Wiedererstarkens von rechtspopulistischem Denken für die GCJZ und ihren Dachverband zukünftig eine noch größere Herausforderung sein wird, die Erinnerungskultur zu gestalten und neue Formate des interreligiösen Gesprächs in einer sich weiter pluralisierenden Gesellschaft zu entwickeln. Dazu gehört für sie auch eine kritische Diskussion über den Begriff der Brüderlichkeit im Hinblick auf eine geschlechtersensible Sprache.

Der erste Konferenztag endete mit dem als Generationendialog angelegten Abendpodium „Dialog mit Zukunft! Wie steht es um die jüdisch-christliche Zusammenarbeit?“ im Münchner Volkstheater.³ Moderiert von **Michael Brenner** diskutierten die Rabbinatsstudentin und Gründungsmitglied von Keshet Deutschland **Helene Shani Braun**, der Vorstandsvorsitzende der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus und der Bundesarbeitsgemeinschaft religiös begründeter Extremismus **Derviş Hızarcı**, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern **Dr. h. c. Charlotte Knobloch**, der Intendant des Volkstheaters und Spielleiter der Passionsspiele in Oberammergau **Christian Stückl** und die Präses der Evangelischen Kirche in Deutschland **Anna-Nicole Heinrich** über bewährte und neue Wege für den interreligiösen Dialog.⁴ Alle betonten die Notwendigkeit der

2 Abendpodium mit Helene Shani Braun, Derviş Hızarcı, Dr. h. c. Charlotte Knobloch, Prof. Dr. Michael Brenner, Christian Stückl und Anna-Nicole Heinrich (v.l.n.r.)

³ Das Abendpodium kann hier angeschaut werden: <https://www.youtube.com/watch?v=ZkhMix8Mzjg>.

⁴ S. die Interviews mit Helene Shani Braun, Anna-Nicole Heinrich und Derviş Hızarcı ab S. 68.

Gesprächsoffenheit auf Augenhöhe und des Lernens von- und miteinander. Lebhaft wurde darüber diskutiert, wie der christlich-jüdische Dialog um weitere christliche und jüdische Stimmen, etwa aus dem queeren Bereich, bereichert und ob beziehungsweise wie der Dialog angesichts der pluralen deutschen Gesellschaft um weitere religiöse oder säkulare Partnerinnen und Partner erweitert werden kann. Ferner wurden Ideen für die Zukunft der „Woche der Brüderlichkeit“ diskutiert, die Knobloch als „eine hervorragende Einrichtung“ bezeichnete. Die Vorschläge reichten von der Ausweitung auf mehrere Wochen im Jahr und die Entwicklung einzelner Programme nur für Jugendliche und junge Erwachsene über eine die Geschlechtergerechtigkeit ernstnehmende Namensänderung bis zu Transformationen im Organisationsprozess unter stärkerer Einbeziehung von kirchlichen, jüdischen, muslimischen, studentischen u. a. Vereinen und Institutionen mit dem Ziel der Diversifizierung.

Der zweite Konferenztag wurde in der Akademie der Wissenschaften mit zwei Workshops eröffnet. Moderiert von **Dr. Torsten Lattki** arbeitete **Felix Schölch**, Referendar und Doktorand am Lehrstuhl, mit den Teilnehmenden über den Religionsphilosophen Schalom Ben-Chorin, der bereits 1940 in Palästina mit dem jüdisch-christlichen Dialog begann. Mit vielen Texten und der Methode des Stationenwegs zeigte Schölch die drei Phasen des Dialogs in Deutschland nach der Schoa auf, der maßgeblich von Ben-Chorin geprägt und wofür er 1982 mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgezeichnet wurde.⁵

Parallel dazu moderierte **Prof. Dr. Yossef Schwartz** den Workshop „On Brothers, Hyphens, and Other Jewish-Christian Metaphors“ mit **Prof. Dr. Karma Ben Johanan**. Mit den Teilnehmenden sammelte sie Begriffe, die aus christlicher Sicht das christlich-jüdische Verhältnis heutzutage beschreiben und stellte sie der alten diffamierenden Metaphorik gegenüber. Ben Johanan zeigte anschließend auf, dass diese positiv gemeinte Entwicklung von Jüdinnen und Juden nicht immer als solche wahrgenommen wird und auch die neuen Begriffe die Gefahr bergen, Judentum als vergangen und überkommen zu beschreiben.⁶

Den Workshops folgte eine von **Dr. Julia Schneidawind** moderierte Diskussion mit **Dr. Andreas Renz**, Katholischer Vor-

⁵ S. den Beitrag von Felix Schölch ab S. 55.

⁶ S. den Beitrag von Karma Ben Johanan ab S. 43.

sitzender der GCJZ München, **Reiner Schübel**, Evangelischer Vorsitzender der GCJZ München und dem Münchner Rabbiner **Steven Langnas** über Geschichte und Gegenwart der Münchner GCJZ, die lokale Gestaltung der „Wochen der Brüderlichkeit“ und die allgemeine interreligiöse Arbeit vor Ort. Renz hob die Bedeutung von Persönlichkeiten wie Julius Spanier und Gerty Spies mit ihren „beeindruckenden Biografien“ für die Frühzeit der christlich-jüdischen Zusammenarbeit in der Landeshauptstadt hervor. Schübel präsentierte die Bildungsarbeit der GCJZ in den nachfolgenden Jahrzehnten.

Ausgerichtet an der Formel „Erinnern – Lernen – Reden“ leisten die Mitglieder bis heute antisemitismuskritische Arbeit, etwa durch Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und Exkursionen, und schaffen Räume für Begegnung und Kennenlernen. Dazu gehört auch die Zusammenarbeit mit Rabbiner Langnas, der in Veranstaltungen über jüdische Religion und Kultur informiert oder gemeinsames Lernen zu einem bestimmten Thema anbietet. Anschließend beteiligte sich das Publikum mit Fragen und Kommentaren an der Diskussion, wodurch einzelne Inhalte vertieft wurden.

Die Tagung wurde mit einer inhaltlichen Zusammenfassung des Programms durch Friedhelm Pieper und einem Ausblick in die Zukunft durch Ilona Klemens beschlossen.



3 Dr. Andreas Renz, Rabbiner Steven Langnas und Reiner Schübel im Gespräch mit Dr. Julia Schneidawind (v. l. n. r.)

BILDNACHWEIS
Abb. 1 – 3 © DKR / Thomas Hauzenberger

Leonard Bittner

Zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Israel-Exkursion des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur im November 2022

Nachdem coronabedingt in den vorigen Jahren mehrere geplante Exkursionen des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur nach Israel abgesagt werden mussten, konnte im November 2022 wieder eine erste Studienfahrt in Richtung Israel aufbrechen. An der Exkursion nahmen 20 Studierende teil, von denen die Mehrheit ein Lehramtsstudium im Fach Geschichte absolviert. Vorbereitet und durchgeführt wurden

1 Die Studierenden mit Kerstin Schwenke und Julia Treindl vor dem Jaffa-Tor in Jerusalem





2 Professor Eyal Naveh hält einen Vortrag über die Vermittlung der und Erinnerung an die Schoa in der Bayerischen Auslandsrepräsentanz in Tel Aviv

die Übung sowie die dazugehörige Exkursion mit dem Titel „Holocaust-Vermittlung und -Erinnerung in Israel und Deutschland“ von der an den Lehrstuhl abgeordneten Lehrkraft Julia Treindl in Zusammenarbeit mit Dr. Kerstin Schwenke, der Leiterin der pädagogischen Abteilung der KZ-Gedenkstätte Dachau. Die Exkursion wurde von einer intensiven Vor- und Nachbereitung in Form mehrerer Blockseminartage an der KZ-Gedenkstätte Dachau eingerahmt. Dabei wurde dieser Ort sowohl als stark präzente Manifestation derzeitiger Ausdrucksformen deutscher Erinnerungskultur als auch als exemplarische Quelle der Entwicklung von Erinnerung in Deutschland verstanden.

Die eigentliche Exkursion begann dann Anfang November im – unerwartet regnerischen – Tel Aviv-Jaffa mit einem Gespräch in freundlicherweise von der Bayerischen Auslandsrepräsentanz zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten. Professor Eyal Naveh von der Tel Aviv University sprach über die verschiedenen Ausprägungen der Holocaust-Erinnerung und -Vermittlung in den komplexen israelischen Schulsystemen sowie über den von ihm mitentwickelten Ansatz der bewussten Gegenüberstellung multipler Narrative in Schulbüchern. Seine Ausführungen erwiesen sich als idealer Einstieg für die gesamte Exkursion, da er mit seinem reichen Erfahrungs- und Wissensschatz wichtige Grundlagen für die gesamte Woche legte.

Andrea Livnat, Autorin des Reiseführers *111 Orte in Tel Aviv, die man gesehen haben muss* und früher selbst Studentin und Doktorandin am Lehrstuhl, gab uns im Anschluss daran eine sehr kundige und unterhaltsame stadtgeschichtliche Führung durch Tel Aviv. Ein Dinner-Talk mit den beiden äu-

berst aufgeschlossenen und unterhaltsamen Präsidenten des FC Bayern Fanclubs in Israel, Tsvika Riz und Idan Proshtisky, und ein Gespräch über die Bedeutung der Erinnerung an die Schoa als israelische Fans eines deutschen Clubs bildeten den Abschluss für den ersten Tag. Neben ausgiebiger Fachsimpelei zum israelischen und deutschen Fußball kamen dabei auch tiefergehende Fragen und Gespräche über die Sicht der beiden Fans auf Israel und Deutschland zur Sprache. Ein besonderes Highlight war die spontane und spätnächtliche Stadtführung durch Jaffa, die Tsvika Riz im Anschluss mit einer Gruppe von Studierenden unternahm.

Im Zeichen der allgemeinen Themensetzung des Seminars stand insbesondere der Besuch von zwei der wichtigsten dem Erinnern verpflichteten Institutionen in Israel im Zentrum der einwöchigen Fahrt – Yad Vashem und das Ghetto Fighters' House. Hier waren insbesondere die verschiedenen Entstehungsgeschichten, die konkrete Arbeit und das jeweilige gesellschaftliche sowie politische Selbstverständnis von besonderem Interesse.

Zunächst führte der Weg in den Norden des Landes zum *Kibbutz Lohamei haGheta'ot* bei Akko. Neben den Ausstellungen im Ghetto Fighters' House, die auch durch eine verstärkte Diversifikation der Opfergruppendarstellung auffielen, wurde uns vor allem nähergebracht, mit welchen Ansätzen das dort angesiedelte Center for Humanistic Education versucht, die israelische Gesellschaft in ihrer gesamten Breite für eine Erinnerung an die Schoa zu erreichen. Besonders einprägsam war ein Workshop, in dem wir pädagogisch-didaktische Methoden für Begegnungsformate mit israelisch-jüdischen und israelisch-palästinensischen Schulklassen ausprobieren durften. Es beeindruckte uns nachhaltig, wie sensibel das Team des Ghetto Fighters' House mit kontroversen Standpunkten unter den Schülerinnen und Schülern umgeht und welche positive Plattform zum offenen Austausch es mit seiner Arbeit ermöglicht.

Ein intensives, zweitägiges Seminar in Yad Vashem bildete den zweiten Ankerpunkt des Themenschwerpunkts der Exkursion. Der Inhalt sowie die aufgeladene, expressive räumliche Ausdrucksweise dieses Ortes wirkten zunächst sehr unmittelbar und persönlich, ließen später aber auch Verknüpfungen, Vergleiche und Unterschiede mit den anderen zuvor in Israel und Deutschland kennengelernten Orten der Erinnerung für die Exkursionsteilnehmenden zu. Auch die Entwick-

lungen und Diskurse der israelischen Erinnerung an die Schoa wurden durch die verschiedenen Zeitebenen von Gedenkort und Ausstellungen deutlich. Im Rahmen der Seminare wurden von konkreten Vermittlungsmethoden und Materialien bis hin zu abstrakteren Konzepten wie etwa kognitiver Empathie viele verschiedene Teilaspekte der Vermittlungsarbeit besprochen, welche sich insbesondere für die Lehramtsstudierenden als sehr bereichernd erwiesen.

Die Seminare über Erinnerungskultur und Vermittlung des Holocaust wurden flankiert von weiteren Programmpunkten. Einen besonders nachdrücklichen Perspektivwechsel ermöglichte der Besuch des Goethe-Instituts im Deutsch-Französischen Kulturinstitut in Ramallah. Dort sprachen wir mit Katharina Hey, Leiterin des Goethe-Instituts und Doktorandin am Lehrstuhl, sowie mit ihren Mitarbeitenden in kontroversen, aber dennoch sehr bereichernden Diskussionen über verschiedene Wahrnehmungen des Holocaust in den palästinensischen Gebieten. Die intensiven Gespräche verdeutlichten aber auch die Realitäten der derzeitigen politischen Lage und machten diese Dimension des allgemeinen Hochspannungsverhältnisses zwischen Tel Aviv, Ramallah und Jerusalem verständlich. Uns wurde dabei einmal mehr vor Augen geführt, wie stark Geschichtsvermittlung und auch erinnerungskulturelle Sozialisation in Deutschland unsere Wahrnehmung auf den Nahen Osten prägen.

Weitere Stationen unserer Exkursion: Das Tote Meer und Masada mit einem Fokus auf der Rolle anderer (National-)Mythen im Prozess des israelischen nation-building in Relation zur Erinnerung an die Schoa. Am letzten Tag trafen wir vor dem Rückflug noch den Benediktinerpater Simeon und sprachen mit ihm nach einem kurzen Rundgang durch die Altstadt in der Dormitio-Abtei über die Verschränkung von Religion und Politik in der Altstadt Jerusalems; auch seine Perspektive offenbarte uns viele unerwartete und sehr offene Blicke auf weitere Facetten des komplexen Jerusalemer Alltags.

Nach den mühseligen Pandemienmonaten stellte die Exkursion jenseits des fachlichen Austauschs auch eine lang ersehnte Möglichkeit für uns Studierende dar, in einem akademischen Setting enge persönliche Kontakte zu knüpfen, trotz des dichten Programms gemeinsam das Tag- und Nachtleben Tel Avivs und Jerusalems zu erkunden, eigene Vorannahmen immer wieder in Frage zu stellen und am Ende „randvoll mit

neuen Erfahrungen“, um eine Studentin zu zitieren, nach München zurückzukehren.

Wir bedanken uns herzlich bei Kerstin Schwenke und Julia Treindl für die Organisation und Durchführung der Exkursion, für den immer wieder angeregten fachlichen Austausch und die Diskussionen – ebenso wie für gemeinschaftsfördernde Aktivitäten in einer Jerusalemer Karaokebar. Ein großes Dankeschön geht auch an die Förderer der Exkursion, an den Bayerischen Jugendring, die Münchner Universitätsgesellschaft, das Historische Seminar der LMU München und den Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur, ohne deren Unterstützung wir all die wertvollen Erfahrungen dieser Woche nicht hätten sammeln können.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 – 2 © Privat

Nachrichten und Termine

Neues von Mitarbeitern und Absolventen / Veranstaltungen / Nachrichten vom Freundeskreis des Lehrstuhls

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Nach den zahlreichen Abschieden im vergangenen Jahr freut sich der Lehrstuhl, drei neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter begrüßen zu dürfen: Seit Oktober 2022 ist **Dr. Ghilad Shenhav** Koordinator des Zentrums für Israel-Studien (ZIS). Shenhav wurde an der Universität Tel-Aviv und der Goethe-Universität Frankfurt am Main in Kulturwissenschaften und jüdischer Philosophie promoviert. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen jüdische Philosophie, moderne Geschichte und Israel-Studien mit Spezialisierung auf Gender Studies, postkoloniale Theorie und politische Theologie. Derzeit arbeitet er an seinem ersten Buch über

Sprache, Tradition und Geschlecht in den Schriften von Gershom Scholem. Außerdem entwickelt er sein zweites Forschungsprojekt, das sich mit der Rezeption des Babylonischen Talmuds im frühen Zionismus befasst.

Ebenfalls seit Oktober ist **Dr. des. Daria Vakhrushova** als Jiddisch-Lektorin am Lehrstuhl beschäftigt. Sie unterrichtet Sprachkurse für Anfänger und Fortgeschrittene. Darüber hinaus ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, wo sie im Rahmen des Projekts „Der Ausbau des Jiddischen zur Nationalsprache der sowjetischen Juden (1918–1941)“ unter der Projektleiterin Prof. Dr. Efrat Gal-Ed tätig ist.



Ghilad Shenhav (Foto: © Privat)



Daria Vakhrushova (Foto: © Privat)



Ester Smotlak (Foto: © Privat)

Ester Smotlak ist seit Oktober 2022 Sekretärin am Lehrstuhl und damit eine wichtige Unterstützung für das gesamte Team. Zuvor war sie in der Organisation und Verwaltung im Sprachenzentrum an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf tätig. Wir begrüßen alle ganz herzlich in München!

Auch im Sommersemester dürfen wir wieder einige Gäste am Lehrstuhl willkommen heißen: **Prof. Dr. Lior Sternfeld** (Pennsylvania) wird als Allianz-Gastprofessor in München lehren. Sternfeld ist Associate Professor for History and Jewish Studies an der Penn State University. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt die Sozialgeschichte des modernen Nahen und Mittleren Ostens. 2018 erschien sein Buch *Between Iran and Zion: Jewish Histories of Twentieth Century Iran* bei Stanford University Press. Derzeit arbeitet Sternfeld an einem neuen Forschungsprojekt über die iranisch-



Lior Sternfeld (Foto: © Privat)

jüdische Diaspora in Israel und den Vereinigten Staaten. Ebenfalls sehr erfreut sind wir darüber, im Sommer die israelische Schriftstellerin **Ayelet Gundar-Goshen** in München begrüßen zu können. Gundar-Goshen wird vom 2. bis 8. Juli im Rahmen der Amos Oz Poetik-Gastprofessur für Hebräische Literatur das Blockseminar „Writing the Nation’s History – Israeli Literature across the Generations“ anbieten.



Ayelet Gundar-Goshen (Foto: © Tal Shahar)

VERANSTALTUNGEN

Rückblick

Ein besonderes Highlight des Wintersemesters war der öffentliche Vortrag von **Prof. Dr. Derek Penslar** (Harvard University), den dieser am 7. Dezember 2022 im Rahmen der Brodt Foundation-Gastprofessur für Jüdische Studien hielt. Penslar sprach zum Thema „Zionism and the International Community: Between Gratitude and Betrayal“ und gab dabei auch Einblicke in seine neueste Forschung. Darüber hinaus fand am 12. Dezember 2022 der öffentliche Vortrag im Rahmen der Gastprofessur für Arabisch-Israelische Koexistenz statt, bei dem **Dr. Tawfiq Da'adli** (Jerusalem) zum Thema „When Palestine Turned into Israel. Contested Heritage“ sprach.

Einen gelungenen Semesterabschluss bot der gemeinsam mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern organisierte Vortrag von **Prof. Dr. Uzi Rebhun** (Jerusalem), der am 18. Januar 2023 sein aktuelles Buch *A Double Burden. Israeli Jews in Contemporary Germany* (State University of New York Press, 2022) vorstellte.

Julia Treindl bot als Abgeordnete Lehrkraft auch im Wintersemester wieder zahlreiche Veranstaltungen und Fortbildungen im Bereich des Lehramtsstudiums an. Unter anderem fand unter



Vortrag von Derek Penslar
(Foto: © Thomas Hauenberger)

ihrer Organisation am 30. Juni 2022 die Lehrerfortbildung „Die Olympischen Spiele und das Olympia-Attentat 1972: Vermittlung und Erinnerung“ statt. Im Rahmen von Vorträgen, Workshops und Führungen wurde mit Lehrkräften darüber diskutiert, wie sich die Ereignisse um das Olympia-Attentat 1972 in den Unterricht integrieren und Bezüge zu anderen historischen Kontexten herstellen lassen. Im Frühjahr 2023 veröffentlichte ein studentisches Team unter Leitung von Julia Treindl eine neue Podcast-Serie mit dem Titel „Perspektiven auf Olympia 1972 – ein studentisches Oral History-Projekt“ auf der Website des Lehrstuhls. Studierende interviewten aus Anlass der

fünfundzigsten Wiederkehr des Olympiattentats Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die die damaligen Ereignisse aus unterschiedlichen Perspektiven wahrnahmen. Das Projekt stellte eine Kooperation mit Daniela Andre vom Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte und Public History sowie mit Kerstin Baur vom Jüdischen Museum München dar. Des Weiteren organisierte Julia Treindl gemeinsam mit Anja Opitz von der Akademie für Politische Bildung das Studienforum Jüdische Geschichte 2023 zum Thema „Displacement. Flucht und Vertreibung zwischen Europa und dem Nahen Osten“. Das Studienforum, das zwischen dem 20. und 22. März in Tutzing stattfand, richtete sich an besonders begabte und engagierte Schülerinnen und Schüler der elften gymnasialen Jahrgangsstufe und bot diesen die Möglichkeit, sich im Rahmen von Vorträgen, Workshops und Diskussionen in den Themenschwerpunkt Migration zu vertiefen und darüber auszutauschen.

Im Bereich der modernen jüdischen Geschichte sind seit unserer letzten Ausgabe eine Reihe von Abschlussarbeiten entstanden. Frau **Heidi Lieb** reichte ihre Zulassungsarbeit zum Thema „Wie sollte heute mit antijüdischen Bildern umgegangen werden? Eine Analyse am Beispiel des Judensaumotivs“ ein. Ihre Bachelorarbeiten schrieben **Laura Bruckmeier** zum Thema „Die Remigration von jüdischen Wissenschaftlern anhand des Beispiels

Friedrich Georg Friedmann“ und **Ann-Kathrin Link** über „Aspekte der jüdischen Geschichte Münchens im 19. Jahrhundert. Ansässigmachungen nach dem Judenedikt 1813. Die Rolle von Berufsstruktur und Emanzipationsbestrebungen“. Ihren Masterabschluss erhielten **Anna-Sophie Borowski** mit ihrer Forschung über „Robert Raphael Geis und Isaak Emil Lichtigfeld. Zwei Rabbiner im Nachkriegsdeutschland“, **Martin Dort** mit der Arbeit „Ludwig Bamberger und Eduard Lasker – zwei Akteure zwischen Assimilation und liberaler Politik“ sowie **Angelika Röttscher** mit einer Studie zu „Hermann Levi und sein Verhältnis zu Richard Wagner“. **Julia Schneidawind** verteidigte erfolgreich ihre Dissertation: „Schicksale und ihre Bücher. Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles“. Herzlichen Glückwunsch!

Im Rahmen des Podcasts Jüdische Geschichte entsteht derzeit unter Leitung von Ghilad Shenhav eine neue englischsprachige Podcast-Reihe mit dem Titel „Jewish Modernity: The Essentials“. Die Reihe stellt über Interviews mit Expertinnen und Experten zentrale Texte der jüdischen Philosophie, Geschichte und Kultur einem breiten Publikum vor. In der ersten Staffel werden bedeutende Texte aus dem 20. Jahrhundert besprochen, wie etwa *Rahel Varnhagen: Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik* von Hannah Arendt, *Altneuland* von

Theodor Herzl sowie *Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes* von Margarete Susman. Zu den Podcast-Gästen gehören **Prof. Dr. Derek Penslar** (Harvard University), **Prof. Dr. Barbara Hahn** (Vanderbilt University) und **Prof. Dr. Willi Goetschel** (University of Toronto). Die Podcast-Folgen können neben vielen weiteren im Laufe des Sommersemesters über den Link <https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/podcast/index.html> abgerufen werden.

Wir trauern um **Prof. Dr. Itta Shedletzky**, die im Februar 2023 wenige Tage vor ihrem 80. Geburtstag in Jerusalem völlig unerwartet verstorben ist. Sie hatte den Lehrstuhl im Wintersemester 2007/2008 vertreten und war seitdem in München und Augsburg, wo sie ebenfalls eine Gastprofessur innehatte, stets präsent geblieben. Die in Zürich



Itta Shedletzky
(Foto: © Thomas Hauzenberger)

geborene Literatur- und Kulturwissenschaftlerin lebte seit 1962 in Israel. Sie verfasste zahlreiche bedeutende Beiträge zur deutsch-jüdischen Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und setzte sich immer wieder mit dem Werk Gershom Scholems auseinander. Als Herausgeberin der dreibändigen Briefausgabe und der Korrespondenz Scholems mit seiner Mutter leistete sie Grundlagenforschung, die alle an der modernen deutsch-jüdischen Geschichte Interessierten noch über Generationen hinweg leiten wird.

Vorschau

Für das Sommersemester 2023 sind wieder zahlreiche öffentliche Vorträge geplant, für die renommierte Referentinnen und Referenten gewonnen werden konnten: Am 11. Mai 2023 findet eine vom Zentrum für Israel-Studien (ZIS) organisierte Podiumsdiskussion zum Thema „75 Jahre Staatsgründung Israel“ statt. Als Podiumsgäste werden **Prof. Dr. Lior Sternfeld** (Pennsylvania), **Prof. Dr. Arie M. Dubnov** (Washington, DC), **Prof. Dr. Anat Feinberg** (Heidelberg) sowie **Prof. Dr. Alfred Tovias** (Jerusalem) zum Thema „75 Years of Israel: A Critical Reassessment“ diskutieren. Moderiert wird die Diskussion von **Ghilad Shenhav**. Die Veranstaltung findet um 19 Uhr c.t. in Raum E 004 im Hauptgebäude der LMU statt.

Im Rahmen der Ad-hoc AG Jüdisches Leben in Bayern, die **Prof. Dr. Michael**

Brenner an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften leitet, findet im Sommersemester die Vortragsreihe „Kehilla und Kultusgemeinde: Bayerns jüdische Gemeinden im 19. und 20. Jahrhundert“ statt. In diesem Rahmen wird **Prof. Dr. Stefan Rohrbacher** (Universität Düsseldorf) am 17. Mai zum Thema „An Juden ist daselbst kein Mangel“. Zur Geschichte der jüdischen Landgemeinden in Bayern“ sprechen. Am 7. Juni folgt nach einem Vortrag von **Michael Brenner** zum Thema „Landesverband und Großstadtgemeinde: Bayerns jüdische Gemeinden von der Weimarer Republik bis heute“ eine Podiumsdiskussion mit **Dr. h. c. Charlotte Knobloch** und **Dr. Josef Schuster**. Moderiert wird das Podium von **Dr. Rachel Salamander**. Die Veranstaltungen beginnen um 19 Uhr und finden in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt. Weitere Informationen zur Anmeldung unter <https://badw.de/veranstaltungen.html>.

Zwischen 21. und 23. Mai findet die von **Prof. Dr. Cornelia Wilhelm** (LMU) und **Dr. Sebastian Musch** (Universität Osnabrück) organisierte Tagung „The Holocaust and Migration: Beyond Flight and Displacement“ in Kochel am See statt. Informationen zum Programm und zur Anmeldung finden sich unter <https://www.vollmar-akademie.de/programm/kw/bereich/kursdetails/kurs/23182101/kursname/The%20Holocaust%20and%20Migration/kategorie-id/0/#inhalt>.

Am 31. Mai veranstaltet das Zentrum für Israel-Studien (ZIS) eine Podiumsdiskussion zum Thema „Zionism and FIFA: A Complicated Chapter in Football History“. Die Veranstaltung umfasst einen Vortrag von **Dr. Ofer Idels**, der als Carl Friedrich von Siemens Research Fellow der Alexander von Humboldt-Stiftung an der LMU zu Gast ist und eine Diskussion mit **Michael Brenner** und **Ghilad Shenhav**.

Der 21. Juni 2023 steht im Zeichen eines besonderen Andenkens: Im Rahmen eines Symposiums wird unserer langjährigen Jiddisch-Lektorin Dr. Evita Wiecki gedacht, die im letzten Jahr verstorben ist. Den Abendvortrag mit Lesung jiddischer Gedichte wird **Prof. Dr. Efrat Gal-Ed** unter dem Titel „Ich geh durch tausend hoch gewölbte Tore“ halten. Die Veranstaltung „di alte muter-shprakh fun nayem sfinks. Zur Vielfalt jiddischer Literatur und jiddistischer Forschung“ findet ab 15 Uhr im Historischen Kolleg in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern statt.

Für die diesjährige Yerushalmi Lecture am 27. Juni konnte **Prof. Dr. Jeffrey Veidlinger** (University of Michigan) gewonnen werden, der einen Vortrag zum Thema „In the Midst of Civilized Europe: The Pogroms of 1918–1921 in Ukraine and the Onset of the Holocaust?“ halten wird. Veidlinger ist Joseph Brodsky Collegiate Professor of History

and Judaic Studies an der University of Michigan. Zu seinen Forschungsbereichen zählen Neuere jüdische Geschichte, Russland- und Osteuropa-Studien sowie Holocaust-Forschung. Ende 2022 erschien sein aktuelles Buch zum Thema *Mitten im zivilisierten Europa: Die Pogrome von 1918 bis 1921 und die Vorgeschichte des Holocaust* in deutscher Übersetzung beim Verlag C.H. Beck. Der öffentliche Vortrag findet um 19 Uhr c. t. in Raum E 004 als Kooperation mit der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern statt.

Das Literaturhaus München veranstaltet am 6. Juli um 19 Uhr in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl eine öffentliche Lesung der Schriftstellerin **Ayelet Gundar-Goshen** unter dem Titel „Guilty Pleasures – The Role of Guilt and Pleasure in Literature and in Real Life“. Informationen zur Anmeldung finden sich unter <https://www.literaturhaus-muenchen.de/programm/>.

Am 12. Juli findet im NS-Dokumentationszentrum München in Kooperation mit dem Lehrstuhl eine Podiumsdiskussion statt, bei welcher **Prof. Dr. Stefanie Schüler-Springorum** (Zentrum für Antisemitismusforschung Berlin) und **Prof. Dr. Manuela Bojadžijev** (Humboldt Universität zu Berlin) zum Thema „Antisemitismus und Rassismus revisited: Historische Genealogien und aktuelle Forschungsdebatten“ diskutieren. Die Veranstaltung beginnt

um 19 Uhr c. t. und findet im NS-Dokumentationszentrum statt.

Im Rahmen einer Veranstaltung am 18. Juli zum Thema „Franz Rosenzweig in Tunis“ werden **Prof. Dr. Norbert Waszek** (Universität de Paris VIII) und **Julia Schneidawind** sprechen. Norbert Waszek ist Germanist und Philosoph mit einem Lehrstuhl an der Universität Paris VIII (St. Denis), wo er seit 2003 eine Professur innehat. In seinen zahlreichen Publikationen hat sich Waszek auch dem Werk Rosenzweigs gewidmet und 2019 den Katalog der Bibliothek des Philosophen herausgegeben (Karl Alber, 2019). Julia Schneidawind hat im Rahmen ihres Dissertationsprojektes unter anderem zum Schicksal der Sammlung Rosenzweig gearbeitet und ihren Weg nach Tunis rekonstruiert. Die Veranstaltung beginnt um 19 Uhr c. t. in Raum K 001 des Historicums und findet in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern statt.

Anmeldungen, sofern nicht anders angegeben, unter juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de oder telefonisch unter 089 / 2180 6769. Weitere Informationen zu Veranstaltungen des Lehrstuhls werden separat mitgeteilt und finden sich auf der Webseite: <https://www.jgk.geschichte.uni-muenchen.de/aktuelles/termine/index.html>.

NEUES VOM FREUNDESKREIS DES LEHRSTUHLS

Im Oktober 2022 lud der Freundeskreis zur ersten großen Präsenzveranstaltung seit Beginn der Pandemie ein und freute sich über die große Resonanz zur **Buchvorstellung von Hans-Hermann Klare Auerbach. Eine jüdisch-deutsche Tragödie oder Wie der Antisemitismus den Krieg überlebte** (Aufbau: Berlin 2022). Der Autor und langjährig leitende Stern-Redakteur las zum Auftakt der Veranstaltung das erste Kapitel seines Buches vor, das das Publikum unmittelbar an den letzten Stunden von Auerbachs Leben teilhaben ließ. Trotz umfangreicher Recherchen des Autors sind Fragen offen geblieben, denen sich Dr. Rachel Salamander, Gründerin der Literaturhandlung München, im anschließenden Gespräch mit dem Autor feinsinnig annäherte. Der Abend machte die Komplexität der Nachkriegsgeschichte in München und der jungen



Rachel Salamander im Gespräch mit dem Autor Hans-Hermann Klare
(Foto: © Thomas Hauzenberger)

Bundesrepublik am Fall Philipp Auerbach deutlich.

Im November 2022 reiste eine Studiengruppe, **u. a. gefördert vom Freundeskreis**, im Rahmen der Lehrveranstaltung „Holocaust-Vermittlung und -Erinnerung in Deutschland und Israel“ unter Leitung von Dr. Kerstin Schwenke, pädagogische Leiterin der KZ Gedenkstätte Dachau, und Julia Treindl, M.A., abgeordnete Lehrkraft am Lehrstuhl, nach Israel.

Formate, die junge Studierende an die Forschung und unmittelbare Erfahrung jüdischer Geschichte und Kultur heranführen, fördert der Freundeskreis auch mit **Stipendien**. Zu Jahresbeginn 2023 konnten erneut Sprachstipendien für Neuhebräisch und Jiddisch ausgeschrieben werden. Besonders danken möchten wir unserem Kuratoriumsvorsitzenden Dr. Paul Tauchner für die **Stiftung eines Jiddisch-Stipendiums im Andenken an Dr. Evita Wiecki**, langjährige Lektorin und Dozentin für jiddische Sprache an der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur, Pionierin der Jiddisch-Lehrbuchforschung und Schatzmeisterin des Freundeskreises, die im letzten Jahr verstorben ist. Die nun erweiterte Förderlinie zur Sprachvermittlung ist ein wertvolles Zeichen und eine zusätzliche Chance für junge Studierende.

Auf der **nächsten Mitgliederversammlung des Freundeskreises**, die im Sommersemester am 24. Mai 2023 in der

Monacensia im Hildebrandhaus stattfinden wird, werden uns erneut Studierende von Erlebnissen berichten. Der Vorstand des Freundeskreises plant,

den Erfahrungsberichten künftig mehr Sichtbarkeit zu verleihen, um den Austausch mit den Studierenden zu intensivieren.

Die Autorinnen und Autoren

Karma Ben Johanan

lehrt am Department for Comparative Religion an der Hebrew University of Jerusalem. Zuvor hatte sie Forschungs- und Lehraufträge in Berkeley, Rom, Jerusalem und Berlin. Ihr Buch *A Pottage of Lentils: Mutual Perceptions of Christians and Jews in the Age of Reconciliation* (Tel Aviv University Press, 2020) wurde 2021 mit dem „Zalman Shazar Award for Research in Jewish History“ ausgezeichnet. Die aktualisierte und überarbeitete englische Fassung, *Jacob's Younger Brother: Christian-Jewish Relations After Vatican II* (Harvard University Press, 2022), wurde mit dem „Polonsky Prize for Creativity and Originality in the Humanistic Disciplines“ gewürdigt und war Finalist des „National Jewish Book Award“ und des „Association of American Publishers Prose Awards“ 2023. Dieses Jahr erhielt sie den renommierten „Dan David Prize“.

Helene Shani Braun

lebt in ihrer Wahlheimat Berlin, wo sie Rabbinat am Abraham Geiger Kolleg und jüdische Theologie an der Universität in Potsdam studiert. Besonders wichtig ist ihr die Arbeit in den Bereichen: Nachhaltigkeit, Feminismus, Queerness und Interreligiöser Dialog. Sie ist in vielen Ehrenämtern tätig und eine gefragte Gesprächspartnerin für Kirchen, Institutionen, Zeitschriften, Radiosender etc. Lange Zeit war sie aktive Jugendleiterin in der reformjüdischen Jugendbewegung Netzer Germany, heute ist sie aktiver Teil von TaMaR Germany, Coexister Deutschland und dem von ihr mitgegründeten Verein Keshet Deutschland.

Josef Foschepoth

ist Historiker und Spezialist für Zeitgeschichte. Er war langjähriger Mitarbeiter und Leiter des Forschungsbereichs Post-War-History am German Historical Institute London. 1988 wurde er zum Generalsekretär des DKR, 1990 zum Leitenden Städt. Direktor für Weiterbildung und Kultur in Münster gewählt. Von 1997 bis 2004 war er Geschäftsführer der AKAD Privathochschulen in Stuttgart. 2005 kehrte er in Lehre und Forschung an die Universität Freiburg zurück. 2018 wurde der

Autor zahlreicher Publikationen vom Forum Justizgeschichte „für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der juristischen Zeitgeschichte“ mit dem „Richard-Schmid-Preis“ ausgezeichnet.

Elias H. Füllenbach

ist Leiter des Instituts zur Erforschung der Geschichte des Dominikanerordens im deutschen Sprachraum, Köln, und Archivar der Dominikanerprovinz Teutonia. Der Theologe und Kirchenhistoriker promovierte über Gertrud Luckner und ihren Freiburger Kreis (erscheint 2023 im Druck). Er ist Vorstandsmitglied des DKR und der Düsseldorfer GCJZ, außerdem katholischer Gast der Fachgruppe „Christen und Juden“ der evangelischen Kirche im Rheinland. Zu seinen Veröffentlichungen zu kirchenhistorischen Themen und zum christlich-jüdischen Verhältnis zählt *Rabbiner Leo Baeck. Ein Lebensbild* (gemeinsam mit Walter Homolka, Jüdische Miniaturen, Bd. 75, Teetz: Hentrich & Hentrich, 2008).

Anna-Nicole Heinrich

wurde 2021 zur jüngsten Präses in der Geschichte der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gewählt und ist Mitglied im Rat der EKD. Nach dem Studium der Philosophie an der Universität Regensburg absolviert sie einen M.A. in „Digital Humanities“ und „Menschenbild und Werte“. Anna-Nicole Heinrich ist ferner ehrenamtlich Mitglied der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e. V.

Derviş Hızarcı

ist Experte für Diskriminierung, Minderheitenschutz, Antisemitismus und Rassismus. Er ist Vorstandsvorsitzender der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus und der Bundesarbeitsgemeinschaft religiös begründeter Extremismus. Zudem war Derviş Hızarcı Antidiskriminierungsbeauftragter der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie und sitzt seit 2019 im Beratungskreis des Beauftragten der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, Felix Klein. 2021 wurde ihm von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier die Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland für Engagement in der Einwanderungsgesellschaft verliehen.

Ilona Klemens

ist seit 2019 Generalsekretärin des DKR sowie Geschäftsführerin der Buber-Rosenzweig-Stiftung. Zuvor war sie drei Jahre Hochschulpfarrerin an der ESG in Mainz und von 2003 bis 2016 Pfarrerin für Interreligiösen Dialog in Frankfurt, Initiatorin und Geschäftsführerin des Frankfurter Rates der Religionen sowie Evangelische Vorsitzende der Frankfurter GCJZ. Nach dem Theologiestudium inklusive Studienaufenthalt in Israel war Ilona Klemens in der Anti-Rassismuarbeit in Südafrika beschäftigt und Gemeindepfarrerin in Frankfurt. Sie ist Vorstandsmitglied der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main.

Torsten Lattki

ist Studienleiter für interreligiösen Dialog und gegen Antisemitismus beim DKR. Zuvor war er Projektkoordinator und Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Jüdischen Museum Augsburg Schwaben. Nach Abschluss des „Ernst-Ludwig-Ehrlich-Masterstudiengangs für Geschichte, Theorie und Praxis der Jüdisch-Christlichen Beziehungen“ an der Freien Universität Berlin promovierte er am Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien an der Universität Erfurt. Seine Dissertation erschien 2015 unter dem Titel *Benzion Kellermann. Prophetisches Judentum und Vernunftreligion* (Vandenhoeck & Ruprecht).

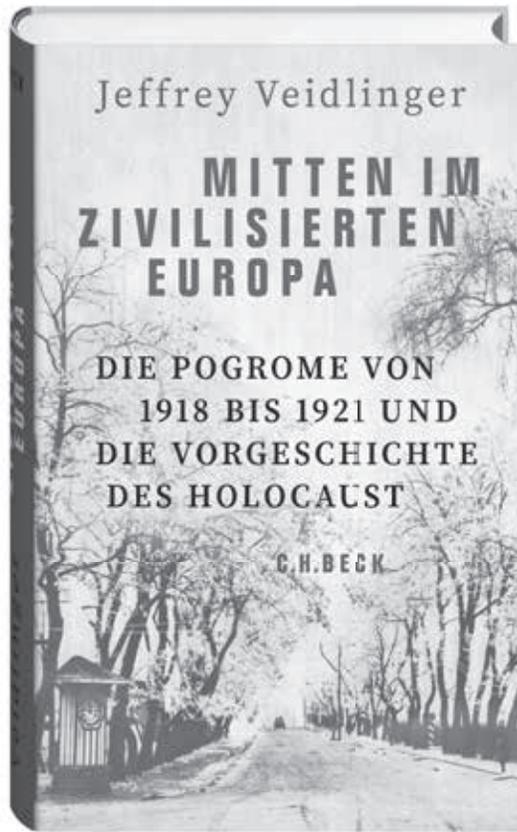
Felix Schölch

studierte Neuere und Neueste Geschichte, Mittelalterliche Geschichte und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft; die Magisterarbeit behandelte *Filmische Darstellungen des Holocaust und deren Rezeption durch Überlebende*. Seit Januar 2016 promoviert er über Leben und Werk des Religionsphilosophen, Schriftstellers und Journalisten Schalom Ben-Chorin. Daneben ist er als Studienreferendar am Privaten Mädchen-Gymnasium St. Hildegard in Ulm tätig. Zuletzt erschien von ihm: Hochzeitsreise ins Gelobte Land. Die Emigration Schalom Ben-Chorins und Gabriella Rosenthals (in: Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur, 15/1 (2021), S. 17–29).

Julia Schneidawind

ist Wissenschaftliche Assistentin und Akademische Rätin a. Z. am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der

Ludwig-Maximilians-Universität München. In ihrer Dissertation *Schicksale und ihre Bücher. Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles*, die sie 2022 abschloss, beschäftigt sie sich u. a. mit der Überlieferungsgeschichte der Privatbibliothek des deutsch-jüdischen Philosophen Franz Rosenzweig, die sich heute in der Nationalbibliothek von Tunesien befindet. Die Publikation erscheint 2023 bei Vandenhoeck & Ruprecht.



Aus dem Englischen von Martin Richter.
456 Seiten | 47 Abbildungen | 9 Karten | Gebunden | € 34,- | ISBN 978-3-406-79108-6

«Ein bahnbrechendes Werk, das dazu beiträgt,
Geschichte – und Gegenwart – verständlich
und begreifbar zu machen.»

Klaus Hillenbrand, taz

«Die Massenmorde an den Juden in den Jahren 1918 – 21 bilden das Bindeglied zwischen den örtlich begrenzten Pogromen und der systematischen Ausrottung durch den Holocaust. Keine Geschichte dieser jüdischen Katastrophe reicht an die Virtuosität der Forschung, die Klarheit der Prosa und die Kraft der Analyse dieses außergewöhnlichen Buches heran. Wenn der Schrecken der Ereignisse in Mitgefühl und Einsicht mündet, ist der Leser Veidlinger dafür dankbar, dass er uns daran erinnert, was Geschichte bewirken kann.»

Timothy Snyder

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Öffnet Tore der Gerechtigkeit!

Freiheit Macht Verantwortung



DKR-Themenheft 2023 zum Jahresthema

*Öffnet Tore der Gerechtigkeit –
Freiheit Macht Verantwortung*

68 Seiten

Preis: 5 Euro zzgl. Versand

Das diesjährige Themenheft des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) entstand in Zeiten multipler Krisen, die unsere Gesellschaft und die Welt in Atem halten. Wie wird es, wie kann es weitergehen? Das Jahresthema geht dazu auf Spurensuche: „Öffnet Tore der Gerechtigkeit“. Hinter dieser Aufforderung steht die biblische Vorstellung, dass die Welt Gottes ein Ort ist, der für alle offensteht. Das Bild des Tores wird damit zum Gegenentwurf für alle Mauern, die Menschen gegeneinander aufrichten.

Der Dreiklang „Freiheit–Macht–Verantwortung“ umschreibt darüber hinaus das spannungsvolle Verhältnis dieser Begriffe im Blick auf die Gestaltung politischer Systeme. Die Beiträge im Heft leuchten diese zentralen Begriffe in ihrer Komplexität aus und deuten sie im Hinblick auf gemeinsames Handeln gegen Antisemitismus und Rassismus.



Sie können das Themenheft 2023 online bestellen unter
www.deutscher-koordinierungsrat.de/shop-themenhefte.

Gesellschaften für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V. 

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über LEA GOLDBERG,
Themenschwerpunkt Juden im
Nachkriegsdeutschland

2/2007

ZUR HISTORISCHEN GESTALT
GERSHOM SCHOLEMS
mit Beiträgen von Jürgen Habermas,
David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina
Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam
Zadoff und Giulio Busi

1/2008

MÜNCHNER PORTRÄTS:
DREI JÜDISCHE BIOGRAPHIEN
Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-
Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger,
Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

JUDENTUM UND ISLAM
mit Beiträgen von John M. Efron,
Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

DEUTSCHLAND IN ISRAEL –
ISRAEL IN DEUTSCHLAND
mit Beiträgen von Dan Laor, Anja
Siegemund, Christian Kraft, Andrea
Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und
Julie Grimmeisen

2/2009

DAS PORTATIVE VATERLAND
mit Beiträgen von Hans Magnus
Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt,
Andreas B. Kilcher, Michael Krüger,
Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai
J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und
Reinhard Wittmann

1/2010

EINE DEUTSCH-JÜDISCHE
NACHKRIEGSGEOGRAPHIE
mit Beiträgen von Tobias Freimüller,
Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt,
Monika Halbinger, Tamar Lewinsky,
Hendrik Niether, Andrea Sinn und
Maximilian Strnad

2/2010

VON DER KRISTALLNACHT ZUM
NOVEMBERPOGROM:
DER WANDEL DES GEDENKENS AN
DEN 9. NOVEMBER 1938
mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne
Giebel, Constantin Goschler, Monika
Halbinger, Harald Schmid und Alan
E. Steinweis

1/2011

EIGENBILDER, FREMDBILDER –
FORSCHUNGEN ZUM ANTIKEN UND
MITTELALTERLICHEN JUDENTUM
mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora
Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow,
Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke
Rasumny

2/2011

DAS NEUE SEFARAD – DAS MODERNE
SPANIEN UND SEIN JÜDISCHES ERBE
mit Beiträgen von David Nirenberg,
Michael Studemund-Halévy, Michal
Friedman, Stefanie Schüler-Springorum,
Anna Menny, Carlos Collado Seidel und
Alejandro Baer

1/2012

JÜDISCHE STIMMEN IM DISKURS DER
SECHZIGER JAHRE – Elmauer Gespräche
mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner,
Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert
Frei, Jürgen Habermas und Rachel
Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN?
UNTERBROCHENE LEBENSWEGE
mit Beiträgen von Willibald Sauerländer,
Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna
Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria
Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi
Thiede und Lisa Christina Kolb

1/2013

ISRAEL AND EUROPE
Contributions by Colin Shindler, Azriel
Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory
Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz
and Noam Zadoff

2/2013

BRIEFE IM EXIL – JÜDISCHE
EMIGRANTEN IN DEN USA
Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam
Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich
Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott,
Martina Steer und Hiltrud Häntzschel
kommentieren Briefe von Leo Strauss,
Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst
Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich
Torberg, Selma Stern

1/2014

ZIONISMUS UND NATUR-
WISSENSCHAFT
mit Beiträgen von Kärin Nickelsen,
Dana von Suffrin, Derek J. Penslar, Ute
Deichmann, Anthony S. Travis, Sarah
Oren, Yulia Egorova und Dieter
Langewiesche

2/2014

JUDENVERFOLGUNG IN MÜNCHEN
mit Beiträgen von Andreas Heusler, Dana
Smith, Christiane Kuller, Susanna
Schrafstetter und Maximilian Strnad

1/2015

DAS GROSSE IM KLEINEN –
ÜBER ERZIEHUNG
mit Beiträgen von Bettina Bannasch,
Michael Brenner, Nazli Hodaie, Philipp
Lenhard, Julia Müller-Kittnau, Gregor
Pelger, Evita Wiecki und Mirjam Zadoff

2/2015

LEBENSFREUNDSCHAFTEN
JÜDISCHER INTELLEKTUELLER
IM 20. JAHRHUNDERT
mit Beiträgen von Lars Bullmann, Philipp
Lenhard, Gerhard Scheit, Heidrun Siller-
Brabant und Shulamit Volkov

1/2016

JÜDISCHE ARMUT
mit Beiträgen von Martha Keil, Sabine
Koller, Gerhard Langer, Jeffrey Shandler
und Susanne Talabardon

2/2016

VON EUROPA NACH SÜDAMERIKA –
DEUTSCH-JÜDISCHE KULTUR IN DER
EMIGRATION
mit Beiträgen von Alejandro Baer, Liliana
Ruth Feierstein, Johanna Hopfengärtner,
Luis Krausz, Irene Münster, Sonja Wegner
und Alexander Valeriu

1/2017

50 JAHRE SECHS-TAGE-KRIEG
mit Beiträgen von Johannes Becke, Julie
Grimmeisen, Andreas Heusler, Katharina
Hey, Wolfgang Kraushaar, Dominik Peters,
Hannes Pichler und Raphael Rauch

2/2017

NACHBARSCHAFTEN. THOMAS MANN
UND SEINE JÜDISCHEN
SCHRIFTSTELLER- UND
KÜNSTLERKOLLEGEN IN MÜNCHEN
mit Beiträgen von Dirk Heißerer, Carmen
Sippl und Guy Stern

1/2018

DIE MÖHLSTRASSE – EIN JÜDISCHES
KAPITEL DER MÜNCHNER
NACHKRIEGSGESCHICHTE
mit Beiträgen von Anna Holian, Willibald
Karl, Lilly Maier, Raphael Rauch und
Ronen Steinke

2/2018

MÄRZ '68 IN POLEN – EINE ANTISEMI-
TISCHE KAMPAGNE UND IHRE FOLGEN
mit Beiträgen von Zygmunt Bauman,
Justyna Koszarska-Szulc, Daniel Mahla,
Olga Mannheimer, Natalia Romik,
Stephan Stach und Marcin Starnawski

1/2019

ALTNEU – JÜDISCHES LEBEN
IN EUROPA NACH 1989

mit Beiträgen von Philipp Lenhard,
Daniel Mahla, Jair Melchior,
Michael L. Miller, Diana Pinto und
Ute Steyer

2/2019

BÜCHERSPUREN. KARL WOLFSKEHLS
DEUTSCH-JÜDISCHE BIBLIOTHEK

mit Beiträgen von Maik Bozza, Johannes
Gindele, Caroline Jessen, Marie Luise
Knott, Julia Schneidawind und Friedrich
Voit

1/2020

TÜR AN TÜR IM MITTELALTER:
JÜDISCH-CHRISTLICHE NACH-
BARSCHAFT VOR DEM GHETTO

mit Beiträgen von Eveline Brugger, Rachel
Furst, Eva Haverkamp-Rott, Andreas
Lehnertz, Astrid Riedler-Pohlers, Sophia
Schmitt und Birgit Wiedl

2/2020

BEGEGNUNGEN. JUDEN UND
MUSLIME IM DEUTSCHLAND DER
ZWISCHENKRIEGSZEIT

mit Beiträgen von Marc David Baer,
Gerdien Jonker, Sabine Mangold-Will,
David Motadel und Ronen Steinke

1/2021

BAYERN UND ISRAEL:
GESCHICHTE(N) ZWISCHEN ISAR
UND JORDAN

mit Beiträgen von Anna Abelmann,
Lydia Bergida, Irit Chen, Katrin Diehl,
Markus Greif, Avinoam J. Patt, Hannes
Pichler, Felix Schölch, Ludwig Spaenle
und Julia Treindl

2/2021

JÜDISCHE SCHICKSALE
IM FASCHISTISCHEN ITALIEN

mit Beiträgen von Lutz Klinkhammer,
Ruth Nattermann, Liana Novelli Glaab,
Michele Sarfatti, Anna Teicher, Daniel
Vogelmann und Ulrich Wyrwa

1/2022

JÜDISCHES LEBEN IN BELARUS
IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT

mit Beiträgen von Tatsiana Astrouskaya,
Verena Dohrn, Claire Le Foll, Alexander
Friedman, Anke Hilbrenner, Martina
Niedhammer, Evgenij S. Rozenblat, Ina
Sorkina und Magdalena Waligórskaa

2/2022

DIE FRANKFURTER SCHULE UND
DER HOLOCAUST

mit Beiträgen von Momme Brodersen,
Rainer Funk, Frederik van Gelder, Peter-
Erwin Jansen, Doris Maja Krüger, Philipp
Lenhard, Stefan Müller-Doohm und
Gunzelin Schmid Noerr